



Hapsal

Ein nordisches al fresco

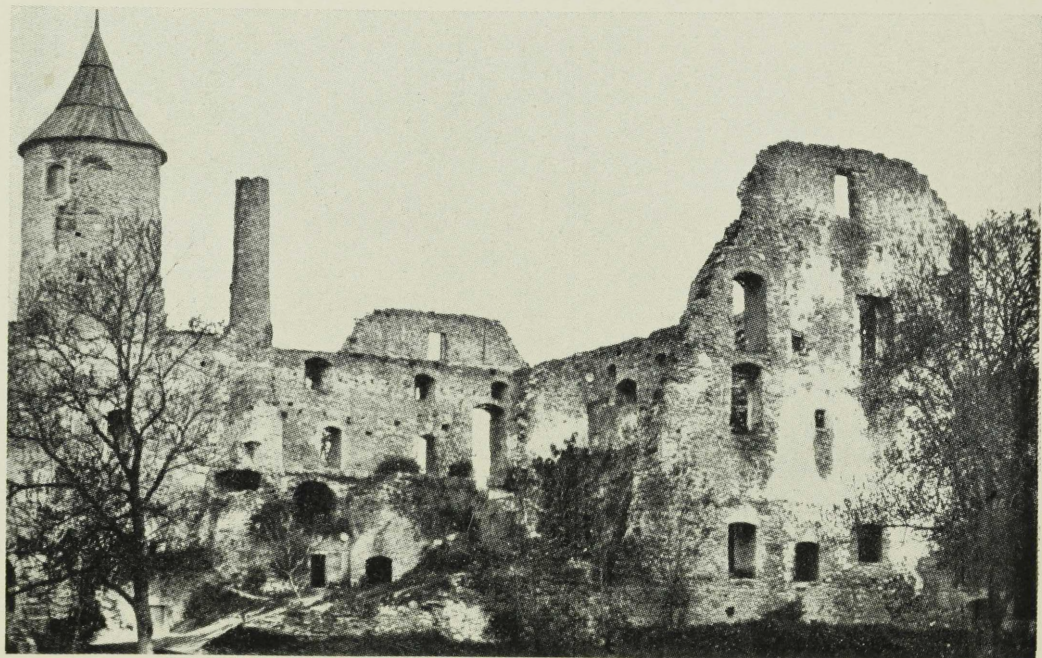
von

R. Kauliž-Niedeck



Reval, 1930

Verlag von J. Wassermann



Schloßruine, Terrasse

Phot. J. Grünthal, Sapat

väterzeit
3 Bde.

Est. A-4168

Wlt. 4686

Hapsal

Ein nordisches al fresco

von

R. Kaulitz-Niedeck



Reval, 1930

Verlag von J. Wassermann

Alle Rechte, besonders die der Übersetzung, vorbehalten.

Dem Andenken

meines

heimgegangenen geliebten Lebensgefährten

gewidmet.

„Sein ganzes Herz hing treu an dir, —
Du stille, kleine Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruhte lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du liebe, traute Stadt am Meer.“

(Theodor Storm nachgedichtet.)

I. Um die Geheimnisse der kleinen Stadt.

Tru—ru—ru ——— die seltsam gellenden, wehmüden Schreie der Wildgänse ziehen über die bleiche, dünn vereiste Hapsalsche Bucht.

Morgenfrühe.

Aber dem Meer schweben stille Wolkenbilder in Farben von Rosenrot und hartem Blau. In der Ferne zeichnen sich die Umrisse der Häuser und Bäume von Nuckö ab. Es ist etwas Feierliches um diese Wintermärchenstimmung.

Schlaf hängt noch über der kleinen Stadt. Mit wattigen Kapuzen stehen die zwerghaften Häuser am Strand, brettvernagelt Fenster und Türen, mancher Hausgang schneeverweht.

Im weißen Winterkleid zeigt sich wie ein Zauberschloß die mächtige Ruine des einstigen deutschen Bischofs Schlosses und überragt Stadt und Küste. Sie umschließt Jahrhunderte geistlicher und weltlicher Geschichte. Der Stolz aller Hapsaliter.

Die ersten Schlitten der Landleute oder der „Landschen“, wie man hier sagt, fahren zum Markt.

Die meisten sind mit Holz beladen. Hinter ihnen her stampfen vermummte Gestalten, Familienmütter, Hausväter, die ihren Bedarf an Brennholz einkaufen wollen. Es wird mit Bedacht, Ausdauer und gewisser Freudigkeit gewählt und eingehandelt. Man hat in Hapsal viel freie Zeit, und ein Holzeinkauf muß besprochen werden wie ein kleines Tagesereigniß.

Über dem Fischerholm erwacht gerade das Leben. Die niedrigen, hüttengleichen Gehöfte am steinigen, kahlen Saum des Meeres machen einen beinahe rührenden Eindruck in ihrer Dürftigkeit und Armut. Die Hofzäune aus Strandgut und unebenem Gestein aufgebaut — ein geisterndes Morgenbild im verschneiten Dasein. Kleine Viehställe aus Schiffswracks zusammengesügt, tragen verwaschene Buchstaben, Ziffern von irgendeiner Schiffsplanke. Zum Schutz gegen Wind und Sturm sind oft mächtige Findlinge dagegen gewälzt. Über die kleinen Häuser ziehen scharfe Gerüche von Fischen, schwelendem Holz und Tran. Eine Welt für sich. Bis an die wildgebauten Zäune drücken sich vereiste Wellen mit eingefrorenen Seegräsern.

Der Morgenwind bläst über die Ufer; aus offener See singt der Sturm. Und doch ist die Winterluft hier selbst bei strenger Kälte nicht so grimmig und schneidend wie etwa in Reval.

Das gemäßigte, gesunde Klima von Hapsal wird oft hervorgehoben. Tähen Wechsel zwischen Wärme und Kälte kennt man hier nicht, ebenso wenig schädliche Nebel. Die Stadt liegt auf einer Landzunge und ist durch ihre Buchten vor scharfen Nordostwinden geschützt.

*

Wintersportfreuden haben sich leider im Städtchen noch nicht vollkommen entwickelt. Wenn aber das Buchteis wie ein gläserner Boden daliegt, besinnen sich doch einige Sportler auf ein fröhliches Wintertreiben und ziehen mit Eisboot, Eissegel oder auf Schneeschuhen und Schlittschuhen hinaus in die weiße Ewigkeit. Zu den alljährlichen Eisjachtregatten erscheinen auch Teilnehmer von außerhalb, und das bedeutet jedesmal ein großes Ereignis für die Stadt.

Schlittensfahrten unter Schellengeläut durch den weißen herrlichen Winterwald gehören nicht der Vergangenheit an; unsere Fuhrleute sind noch bescheiden in ihren Lohnforderungen. Ein Lastschlitten faßt außerdem eine billige, bunte „Sammeluhre“. (Eine merkwürdige Regifahrt *) ist mir in der Erinnerung geblieben. Die Mehrzahl der Teilnehmer beabsichtigte den Weihnachtsmarkt

*) Regi heißt der estnische Last- oder Bauerschlitten.

eines entfernten Kirchspiels zu besuchen. Unter ihnen befanden sich ein Russe mit einer ansehnlichen Flasche Branntwein und eine Weißbrothändlerin, die ihren ganzen Bestand an Tüchern und Jacken auf dem Leibe trug. Um den Weg zu kürzen, sausten wir über das krachende, singende Eis eines Gutsteiches, setzten durch Zaunlücken und landeten in einem verwilderten Park. Auf der tollen Fahrt war die Weißbrotfrau verloren gegangen. Sie schrie und ächzte hinter dem Schlitten her, während der Russe ihren süßen Korb untersuchte und von den Kringeln Zucker und Rosinen ableckte. Hart vor der zerfallenen Freitreppe des Gutshauses hielt unser Schlitten, damit das wackere Pferdchen sich verschnaufen konnte.

Das einstige Gutshaus lag mit ausgebrochenen Steinen. Die Fenster saßen eingefallen in den Mauern wie zurückgesunkene Augen eines Kranken. Zum Sterben bereit. Aus einer Fensterhöhle kroch der gegenwärtige „Gutsherr“, dem das Loß diesen verlorenen, verfallenen Bau zugetragen hatte — ohne Land, ohne Wiesen, ohne Garten. Der Mann sah bestimmt nicht aus wie Einer, der in diesem lärmlosen Winkel seine Memoiren schreiben wollte.

*

Nach langem Warten jagen endlich Frühlingsstürme über die eisstarre See, die sich mächtig befreien will vom Banne des Winters. Langsam spaltet sich das Eis, taut, und die Schollen treiben. Wehe dem Wagemutigen, der in die Eisspalten oder auf die treibenden Schollen gerät, er ist verloren. Nun hört für Wochen die bequeme Verbindung auf, die zwischen Inseln und Festland bestanden hat. Die Bewohner der Inseln müssen einsam warten, bis die See offen ist und Schiffe und Boote wieder fahren können.

Verschwunden aus dem Straßenbild sind vorläufig die Häuflein bunter, steif wandelnder Schwedinnen von Worms und Nuckö mit ihren blühend roten Strümpfen über prallen Waden und ihren schaukelnden, rattenschwanzdünnen Zöpfen. In warmer Jahreszeit verlassen nur die Jüngeren ihre Insel. Die Älteren sind fast städtisch.

Frühlingsvögel sind zurückgekehrt. Seltsam springt ihr Jubilieren ins Herz, während sie über schmelzenden Schnee durch die Kiefernreihen am Waldesaum fliegen. Müden Sonnenschein schenken die Tage seit Wochen schon, doch die Natur ist noch winterlich.

An der städtischen Badeanstalt am Meeresrand ist seit Tagen ein stattliches Eis-Rettungsboot aufgefahren mit allen erdenklichen Werkzeugen, die

bei Unglücksfällen auf dem Eis nötig sind: Brechstangen, Leitern, Seile, Sägen, Hebebaum u. a. Denn mit dem anrückenden Frühling fordert das brüchige Eis Opfer. Der ausgewetterte estnische Seemann erzählt von den Rettungswerken, an denen er in seinem langen Leben teilgenommen hat. Viele grausig-traurige Bilder malt er aus, manche wunderbare Fälle einer Rettung.

Es weilte vor Jahren eine reiche, schöne russische Aristokratin als Wintergast im Städtchen. Sie äußerte den Wunsch, eine Schlittensfahrt bei Mondenschein nach einer der Inseln zu unternehmen. Es war März und das Eis schon brüchig, voller Risse und Spalten. Wer Mut habe, dürfe sie begleiten. Da erblaßten ihre Kavaliere, doch sie ließen einen prächtigen Schlitten kommen, vor den sie sich spannten. Dann jagten sie, gegenseitig sich anfeuernd, über das Buchteis; doch die Mondscheinfahrt wurde eine Todesfahrt, von der niemand zurückkehrte. Wohl war ein Eisrettungsboot mit seiner Besatzung zu der Unglücksstelle gefahren, hatte Stangen und Saue ausgeworfen, doch keine Hand konnte mehr danach greifen.

Ein andermal war der große vierspännige Postschlitten von Dago auf eine Scholle gefahren, die dem offenen Meere zutrieb. Die Postillone erkannten rechtzeitig die Gefahr, sie warfen den

ganzen Futtermvorrat, sämtliche Decken den Pferden vor und retteten sich selbst auf kleine Eisschollen, die der Bucht zutrieben. Aus Reval wurde ein russischer Eisbrecher herbei geholt, dessen Besatzung das Rettungswerk nach mehrstündiger Arbeit gelang. Menschen, Gänge und Postfäcke wurden durch Stangen, Netze und Winden an Bord geschafft.

*

Mit dem Frühlingseinzug richten sich Gedanken und Vorhaben der Sapsaliter auf die bevorstehende Saison, auf den Fremdenzuzug und die Vermietung ihrer Sommerhäuser, Wohnungen und Einzelzimmer. Ein großer Teil von ihnen bezieht die Haupteinkünfte aus diesem Vermietungsgeschäft der Sommermonate. Man strebt danach, alles nach Wunsch und Geschmack der Fremden herzurichten. Und wer den stillen Fleiß der Vermieter beobachtet, mit dem sie ihre Wohnungen und Möbel ausbessern, der wird entschieden anders von ihnen denken, als ein vornehmer Petersburger Kurgast, der vor Jahren niederschrieb, die „guten“ Sapsaliter seien „große Faulpelze“!

Dieser geistvolle und boshafte Kopf ereiferte sich noch in anderer Weise über die Bewohner unserer Stadt: sie „beteten zuviel“ und vernachlässigten darüber ihre dringendsten Arbeiten, ja,

sie nährten sich eigentlich nur von dem Gelde der Petersburger Sommergäste! Im übrigen seien sie verträgliche, hilfsbereite und sparsame Menschen, nur leider recht schwerfällig und eigenbrödlisch.

Schicksal der Hapsaliter ist es immer gewesen, als Sonderlinge angesprochen und harmlos verspottet zu werden. Besonders von den großstädtischen Nachbarn. Die Hapsaliter kümmert dies am wenigsten, und einer von ihnen war es, der in Selbstverspottung dichtete:

Ich danke Gott mit Saitenspiel, daß ich in Hapsal wohne
Und nicht am Ganges, nicht am Nil, noch einer and'ren
Zone.
Wächst auch bei uns nicht Ananas —
So wächst doch immer dies und das und and're Garten-
früchte...

Originale gibt es noch heute im Städtchen. Ein Geheimnis der Menschen hier ist den Spöttern allerdings verborgen geblieben. Das ist die Kunst zu leben. Die Hapsaliter sind wirkliche Lebenskünstler, wenn es ihnen darum geht, sich in Bescheidenheit und Enge einzurichten, um den zahlenden Fremden ein behagliches Unterkommen zu bereiten. Daher der Ausspruch, daß viele Hapsaliter im Sommer „hinter dem Schornstein“ wohnen oder im Schauer nächtigen und doch guter Laune seien...

In allen Winkeln und an allen Wegen blühen die Fliederbüsche.

Die ersten Schwalben sind da!

Man ruft es einander fröhlich und zuversichtlich zu und meint damit die ersten Kurgäste, deren Wagen mit Gepäck durch die Straßen rollen. Friedlich blühen die kleinen Gärten. Jedes Häuschen hat sich herausgeputzt; frische Gardinen hängen an den Fenstern, an deren Scheiben die weißen Zettel still bitten: tritt ein, hier sind noch Zimmer abzugeben.

Sauber und gepflegt liegen die Promenaden. In den Beeten duften Blumen, die Ruhebänke sind frisch angestrichen, und bald spielt die Kurkapelle in der hellen Muschel neben dem Kurhause. In den beiden Badeanstalten ist alles bereit, Gesunde und Heilungsuchende aufzunehmen. Neuzeitliche Verbesserungen sind getroffen, damit von dem guten Ruf Sapsals als alter Kur- und Schlambadeort nichts abbröckelt. In der Bucht ist das Freibad eröffnet. An den Bootsstegen warten die langen Reihen der Ruder- und Paddelboote. Und ein Himmel mit blau segelnden Wolken hängt über der grün gerahmten, friedlichen und reizenden Stadt.

Ungeduldige Wohnungsvermieter gehen zum Bahnhof, um die Ankunft der Züge und ihrer

Fahrgäste abzuwarten. Andere lauern vor den Hofpforten, lassen die Wagen mit den Ankömmlingen vorüberfahren und versprudeln sich über Vorbedeutungen und Aussichten der diesjährigen Saison. . .

Berauschte Jasmindüfte durchwehen die ganze Stadt. Und bringen die Tage, an denen die wunderzarten Geheimnisse dieses Himmelsstrichs sich dem wahren Naturfreunde feierlich enthüllen. Wie in einem Märchenspuß liegen Häuser und Gärten. Wolken und Luft zeigen ein Leuchten, das sich bald in ein aufreizendes Rot oder Violett verwandelt, dann wieder in ein metallisches Gleißeln. Bis endlich die Wolken zu einem verworrenen Bilde zerfließen.

Und dann das Abglühen des Tages über der Meeresbucht!

Ein purpurnes Lichtband zittert über dem Wellenspiegel, von irisierenden Perlenschnüren unterbrochen, die in der Blickweite in der Unendlichkeit ertrinken. Plötzlich flammt der Widerschein rotglühender Wolken in den Fensterscheiben der Häuser am Strande auf, und minutenlang steht die Welt wie in einer Feuersglut.

Diese Sonnenuntergänge in Hapsal sind berühmt. Schon die Kurgäste aus Petersburg

entzückten sich daran und waren bemüht, ihren Empfindungen Gestalt zu geben.

Eine russische Fürstin sagte einmal voller Leidenschaft: „Ich liebe diesen kleinen Badeort, wie ich keinen zweiten liebe — allein wegen der himmlischen Ruhe und der unvergeßlichen Sonnenuntergänge, die ich hier genießen kann wie nirgendwo.“ —

Dreimal muß das Meer „geblüht“ haben, bevor das Baden in der See zuträglich ist, so meint der Volksmund.

Perlmutterfarbene Schleier wehen über den dunklen Meereswellen, verdichten sich, bilden zarte Schatten, zerreißen, um endlich in der Luft zu zergehen. In der Ferne wirken die Schleier wie durchsichtige Berge, wie hingehauchte Bilder oder Malereien auf einer Riesendrehbühne. Es erscheinen Bergkanten, goldumflossene Gipfel, die wieder von Geisterhöhen und ziehenden Hügeln verwischt werden. Sie sind wie Traumlandschaften mit Gebilden, die kein irdischer Geist erklären kann. Bald ist es, wie wenn Millionen opalbleicher Perlen über den Meeresspiegel gerollt oder geschleift würden, und ist alles nur Spuk, denn es sind die warmen Dämpfe, die aus dem Wasser emporsteigen. So blüht das Meer!..

Das Familienbad ist in Hapsal noch nicht völlige Wirklichkeit geworden. Vorbereitungen dafür sind in den Anfängen hängen geblieben. Doch große und kleine Badeengel bevölkern an schönen Hochsommertagen den Paraleper Strand, besonders dort, wo die Kiefern und Wacholdersträucher weit draußen wie einsame Strandhüter stehen.

Wie rührend natürlich ist man in Hapsal: man badet vielfach im Eva- und Adamsgewand. Wer sich einen modernen Bademantel und ein Badekostüm angeschafft hat, zeigt sich darin.

Als Seebad hat Hapsal seit seinem Bestehen Anhänger und Bewunderer gehabt, die seine Vorzüge verbreitet und es als eines der ersten Seebäder in Rußland bezeichnet haben: Der Wellenschlag sei gemäßigt, die mittlere Temperatur des Wassers betrage $13,5^{\circ}$ R., seine chemische Zusammensetzung entspreche durchaus den Bedingungen, die die Wasserheilkunde an die kalten Bäder stelle. Die kalten Seebäder seien dem menschlichen Organismus sehr zuträglich. Eingehend äußerte sich einer dieser Freunde Hapsals über die Heilkraft des Schlammes, von dem der Meeresboden hier „Millionen von Eimern“ hergebe. Für die Heilkunde sei er von großer Bedeutung; seine Wirkung lasse sich nicht nur auf

seine thermischen Eigenschaften zurückführen, sie äußere sich auch auf den menschlichen Organismus wegen seiner chemischen Zusammensetzung, d. h. Schwefel-Hydrogen.

Noch einiges andere Gute ist von Hapsal gesagt worden, von seiner reinen Luft, die mäßig warm und mäßig feucht sei und einen „größeren Prozentsatz Ozon als kontinentale Luft“ enthalte, ferner Spuren von Jod, Brom und Salz.

*

Es folgen die weißen, die silbernen Sommernächte, die der fröhliche Kurgast in Hapsal recht auskostet. Das junge Volk ersinnt besondere Zerstreungen für diese opalhellen, warmen Nächte. Man durchtanzt sie, durchwandert, durchsingt und durchsegelt sie. Tennisspiel in den hellen Nächten ist nichts seltenes. . .

Die Nacht durchsegeln zwischen den Inseln und Inselchen der Meeresbucht, den Sonnenaufgang auf der See zu erwarten, so stand es einmal in unserem Programm. Vom Mond ging ein gleißendes Lichtband aus, es hing auf den Wellen und zog unser Schifflein an. Wir glitten dahin auf einer Silberbahn, so daß es war, als steuere man unmittelbar in Mond, Himmel und Ewigkeit

hinein. Nicht ganz ungefährlich ist das Segeln in diesen Buchten. Sandbänke, tückische Felsbrocken verstreuen sich, und die Warnungszeichen müssen scharf beobachtet werden. Noch immer liegen hier Schiffswracks, Opfer der Minen aus Kriegs- und Nachkriegszeiten.

Die Mitternacht war angebrochen. Wir lasen und schrieben im blassen Verdämmern der Stunde ohne Mühe. Diese weißen Nächte haben etwas prickelnd Beunruhigendes; man erwartet die Lösung abgründtiefer Fragen — man erwartet endlich das Werden des neuen Tages.... Ein wilder Windstoß faßte in unsere Segel und verjagte uns von den Sitzbänken auf den geschützteren Schiffsboden. Hauchdünn malte sich im Osten ein blaugrauer Lichtstreifen und sagte an, daß die Nacht in den Tag hinübergelitt. Die Esten bezeichnen diesen Zeitpunkt poetisch als Ruß zwischen Roit und Amarik oder Abendrot und Morgenrot.

Wir segelten vor Ramsholm, einem spärlich besiedelten Inselchen. Der kleine Wald düsterte noch, und schon zog über das magere Küstenband das weidende Vieh, verschlafen, steifbeinig wie die weibliche Gestalt, die anscheinend das Hüteramt versah.

Ein neuer heftiger Windstoß trieb uns von der Insel ab, und vor uns lagen, halb versunken, die

Trümmer eines dänischen Schiffes. Dann folgten die traurigen Reste der „Magdeburg“.

Plötzlich blühte im Osten der neue Tag herauf, aus der blaugrauen See kroch rotgelb die Sonne; scharf belichtet lagen rings Inseln und Küsten, auf denen das Leben erwacht war. Männer und Weiber arbeiteten im Heu. Ein kleines Segelboot mit einer Ladung Schwarzbeeren nahm den Kurs auf Hapsal. Hier draußen stießen wir auf mehrere deutsche Walschiffe, deren Walfasten an langen Tauen schwammen. In diesen Behältnissen werden die Wale lebend gehalten, fleißig gefüttert, so daß sie als feiste Gesellen die deutschen Hafenplätze kennen lernen.

Heimwärts segelte nun wieder unser Boot in einer breiten goldenen Sonnenstraße. Bald lag das Städtchen vor uns, im aufreizenden Morgenlicht, blank, grün, duftend, von Linden umblüht. Aus dem Hafen fuhr ein heller Rüstendampfer nach Ösel.

In mond hellen Augustnächten umträumt die alte Schloßruine in Hapsal ein spukhafter Zauber. In den hohen Fenstern der Taufkapelle der Schloßkirche erscheint die „weiße Dame“. Die bleiche Schloßkirche, von hohen bejahrten Bäumen umkränzt, liegt in sanfter Mulde. Bei Vollmondschein, gegen Mitternacht, taucht an der inneren

Kirchenwand, durch das Fenster sichtbar, die lichte Gestalt einer weiblichen Erscheinung auf, die sich langsam hinter den Scheiben bewegt und im Nichts verschwindet. Die Erscheinung ist uralte, ist Spuk und doch kein Spuk und läßt sich durch gewisse Lichtspiegelung vielleicht erklären. Neue Auslegungen und Erklärungen gliedern sich an. Wer weiß, welche die richtige ist?

Jedenfalls hat das Städtchen in den klaren Augustnächten sein heimliches Ereignis: sein weißes Gespenst.

Die Schaufrohen kommen sogar von außerhalb, und die stillen Ruinenanlagen werden durch nachtwandelnde Besucher in ihrer tiefen Ruhe gestört. Da wird sogar Eintrittsgeld erhoben, die Kurkapelle spielt; irgend ein „Künstler“ verspricht besondere Darbietungen, und alles zittert in Erwartung der „weißen Dame“. Doch Spuk, Zauber, Geist bleiben in manchem Jahr unsichtbar. Die Hapsaliter lassen sich dennoch in ihrem Glauben an die weiße Dame in der Schloßruine nicht beirren.

Aus einer Sage, die sich um die Ruine spinnt, ist dieser Spuk entstanden: Ein Domherr hatte, entgegen aller Klosterregeln, eine Frau zu sich in das Schloß genommen, sie als Chorknabe verkleidet und versteckt. Einige Zeit blieb das Geheim-

nis vergraben. Gelegentlich eines Besuches des Bischofs in Hapsal fiel das scheue, ängstliche Betragen des Domherrn auf. Man untersuchte die Gemächer und entdeckte den „Chorknaben“, der diesmal Frauenkleider trug. Das Domkapitel bestimmte die Strafe für beide Missetäter. Es gab kein Verzeihen. Der Domherr wurde zum Hungertode im Gefängnis des Schlosses verurteilt. Seine Geliebte in die Wand der Schloßkirche lebendig eingemauert. Die Barmherzigkeit schob der armen, gehesten Seele ein Stück Brot und einen Krug Wasser zu. Darauf schloß man ihr Grab. Ihr herzerreißendes Klagegeschrei erstickten die Mauern. In mondhellen Sommernächten soll ihr Geist „umgehen“. Es gab zu jener Zeit noch andere Glieder des hohen Klerus, die sich „lose Weiber“ hielten, „Drudekens“, genannt nach Drudeke oder Trudchen Merkers, der Mätresse des Bischofs Winrich — 1367. Nur traf sie nicht ein ähnlich graufiges Schicksal wie jene beiden armen Sünder.

*

Die Fremden ziehen fort. Ein letztes Mal spielt die Kurkapelle auf der Großen Promenade. Langsam will der Herbst einrücken. Wehmut, Abschiedsschmerz liegen in manchem Menschenherzen...

Auch die Herbsttage sind verheißend schön an der Küste. Jeder Spazierweg um die Stadt und über die Promenaden muß den Naturfreund entzücken. Die Luft ist dünn, die Sonne umschmeichelt noch einmal Wesen und Landschaft, aber sie ist kraftlos geworden. Hapsaliter, die sich vor den Fremden versteckt gehalten und die Promenaden gemieden haben, suchen jetzt die Spazierwege auf, rasten auf den letzten Bänken, genießen den Herbst und die Ruhe ihrer kleinen Stadt und beteuern, daß ihre Heimat doch der schönste Fleck auf Erden ist.

Das Licht der Birken ist erloschen. Die Natur welkt und hat einen rauhen Atem.

Gelb und rostig tropft totes Laub von den Bäumen. Die knorrigen Weiden an der Großen Promenade stehen frühzeitig kahl. In jedem Jahr verdorrt eine oder mehrere von ihnen und liegt eines Morgens wie ein zerschmetterter Riese über dem Weg. Im vergoldeten Herbstbild, wie ein vergrabenes Schloßchen, steht unter Bäumen das Bibliothekhäuschen. Es ist noch geöffnet. Die Sommerhäuser haben ihren Winterschutz angelegt. Im Kurhaus herrscht vollständige Ruhe. Um die Stadt herum auf die Weiden ziehen noch immer die Rinder, sie stampfen träge, schwerfällig, denn das kümmerliche Futter reizt sie nicht.

Allmählich werden die Straßen stiller, und in einen Dornröschenschlummer versinkt die Stadt. Aber hinter den kleinen Fenstern sitzen nicht Langeweile und Nichtstun. Es wird gestrickt und gebastelt und vieles eronnen, um Geld zu gewinnen und die Zeit zu nutzen.

In der tiefen Stille werden alte Träume wach und längst vergessenes Hoffen.

II. Von Geschichte umrankt.

Dohlen und Krähenscharen umschwirren die gewaltigen Ruinen des ehemaligen Bischofsschlosses. Wohl alle Knaben in Hapsal haben einst zwischen dem verfallenen Gemäuer ihre ausgelassen fröhlichen Spiele getrieben, und mancher Wagehals hat hier Arm und Bein gebrochen. An den zersprungenen Mauern haben 1918 deutsche Soldaten grüßende Zeichen zurückgelassen. Es waren hauptsächlich Rheinländer.

Die Ruine, eine der ältesten und eindrucksvollsten des Landes, überblickt mit ihrem gemütlichen Turm, den gotischen Bogen und Rändern die ganze Stadt. Längst sind die Steinsäulen gestürzt, die Tore ausgebrochen, Wappen und Inschriften verwischt oder verschwunden. In den Fensterhöhlen wuchert Gestrüpp, nisten Vögel. Der praktische oder nüchterne Sinn der Hapsaliter benutzt die halb versunkenen unterirdischen Gewölbe als Eis- und Lagerkeller, was jeden Freund des Denkmalschutzes verdrießen muß.

Durch die leeren Ruinenfenster bietet sich ein weiter, schöner Ausblick über Häusergiebel und Meeresbucht mit den verstreut im Halbrund vorgelagerten Inseln und Halbinseln. Auch von diesem Punkte aus umfängt das Auge das Städtchen, das man lieb gewinnen muß. An schönen Tagen läßt es sich lustwandeln auf den Wällen der Ruinenanlagen. Wunderfein still ist es unter den alten, weitästelnden Bäumen, und der Geist verliert sich in Verschollenes und Vergangenes, so daß die Jahrhunderte, die über diese Mauern dahingegangen sind, zu Ewigkeiten wachsen. . . .

Wann wurde das Schloß zu Hapsal gegründet?

Die ältere wie auch die jüngere Geschichtsforschung weiß das genaue Gründungsjahr nicht anzugeben. Ein Chronist führt zwar aus, das Schloß müsse bereits 1228 durch den Ordensmeister Volquin angelegt worden sein. Urkundlich läßt sich dies nicht belegen. Nachweisbar ist dagegen folgendes: Lange vor Hapsal — bereits im Jahre 1211 — galt Leal als Bischofssitz. Es war der älteste Bischofssitz in der Wieß. Der erste Bischof von Leal war Theodorich. Nach der Zerstörung von Leal durch die heidnischen Öselaner verstrichen mehrere Jahre bis zur Wiedereinrichtung des Bistums Leal, das in der Folge mit dem neu gegründeten Bistum Ösel vereinigt wurde. Leal

war ursprünglich eine Bauerburg gewesen. Im Jahre 1238 wurde es zum Schloß umgebaut. Doch Leal scheint die kirchlichen Würdenträger als Residenz nicht angezogen zu haben. Und als auf päpstliche Verfügung eine Kathedrale errichtet werden sollte, geschah dies in Altpernau, im Jahre 1251. Zwölf Jahre später legten die Litauer diese Kirche in Trümmer.

Sie wurde nicht wieder aufgebaut. Dafür bekam Hapsal eine Domkirche. Auch Hapsal ist vermutlich ursprünglich eine Bauerburg gewesen. Der gewaltige Bau von Domkirche und Schloß erforderte natürlich eine ganze Reihe von Jahren. Begonnen war damit ungefähr um das Jahr 1265, vollendet war die Anlage vor dem Jahre 1279. Von hier aus fand der christliche Glaube durch geistliche und weltliche Herren Schutz und Verbreitung. Die Stadt, die anfangs Habsell oder Habsfall hieß, wurde vermutlich 1279 angelegt. Ihr Name bedeutet, wie C. Rußwurm *) darlegt, soviel wie „heiliger Espenhain“. Espen umgaben den Ort. Espe heißt im Estnischen haab, im Finnischen hapa und sal wird hergeleitet von dem estnischen Worte salg, gen. salu, d. h. Hain. Ein heiliger Hain mag hier in

*) „Das Schloß zu Hapsal“, Reval, 1877.

Urzeiten gestanden haben, in dem die Esten ihren Göttern dienen.

Es muß etwas Besonderes um Hapsal in alten Zeiten gewesen sein, da es in schwedischen, dänischen, deutschen, russischen und polnischen Geschichtsblättern genannt wird. Die Stadt gehörte dem Hansebunde an und genoß durch eine Verfügung des Bischofs Jakob von Dsel besondere Stadtrechte.

Im Stadtwappen von Hapsal befindet sich der Adler des Evangelisten Johannes.

Schloß und Stadt erfuhren nahezu die gleichen harten Schicksale: Kriegselend, Belagerung, Feuersbrunst, Plünderung, Hungersnöte. Am Besitz und Rechte dieses bescheidenen Erdenfleckchens haben sich im Wandel der Zeiten Herren vieler Länder erbittert gestritten.

Ende des 14. Jahrhunderts verlegten die Bischöfe ihre Hauptresidenz von Dsel nach Hapsal. Die Domherren, die bis dahin ihre Zellen im Schlosse bewohnt hatten, waren nicht immer friedlich; sie befehdeten sich um Geringsfügigkeiten, widersetzten sich ihrem Bischof und waren die Ursache lang anhaltender Streitigkeiten. Aber auch Absichten und Taten einiger Bischöfe sind durchaus nicht immer edel und ruhmvoll gewesen.

Es wurde eine äußerst unruhige, tolle Zeit, in der ein aufrührerischer Geist herrschte. Und bald kam für die Bischöfe das Ende ihrer Macht und Herrschaft heran.

Jetzt konnte sich die evangelische Lehre verbreiten. Bischof Rivel, ein weiser und edler Mann, war der erste, der ihre freie Verkündigung im ganzen Lande erlaubte. Am die Weihnachtszeit des Jahres 1524 waren alle Bewohner von Hapsal zur lutherischen Kirche übergetreten. Einer der Nachfolger Rivels, Bischof Reinhold von Buchhöwden, dem es an Duldsamkeit und Gerechtigkeitsempfinden mangelte, verstand sich nicht mit seinen Domherren und Räten. Adlige und Bauern wurden ihm feind, weil er den ersteren gegenüber kein Versprechen hielt und die anderen bedrückte.

Da sahen die Hapsaliter 1532 auch einen Brandenburger in ihre Mauern einziehen, den Markgrafen Wilhelm, der in der Haft zum Bischof gewählt worden war. Er kam mit großem Gefolge, da sang die Turmglocke, da kreischte die Zugbrücke, und gaffend stand das Volk. Aber der Kaiser bestätigte ihn nicht, und der friedfertige Wilhelm, von seinen Gegnern der „schlössergierige Brandenburger“ genannt, mußte von dannen ziehen. Es war ein kläglicher Abzug im Herbst desselben Jahres aus Hapsal.

Der letzte Bischof von Ösel und Hapsal war Herzog Magnus von Schleswig-Holstein. Er vereinigte sich mit Iwan dem Schrecklichen, nahm dessen Nichte Maria zur Gemahlin und bezeichnete sich selbst als König von Livland.

Im August 1563 fielen die Schweden in Hapsal ein, raubten und vertrieben die Geistlichen. Die Domkirche wurde zerstört, die Kirchenglocken nach Reval gebracht und zu Kanonen eingeschmolzen. Aus Geldnot verpfändeten die Schweden 1575 das Schloß zu Hapsal den Dänen, die es im Jahr darauf feige den anrückenden Russen auslieferten. In dieser Zeit wurde das arme Hapsal von dem „estländischen Hannibal“ heimgesucht, einem Revaler Münzergesellen, Ivo Schenkenberg, der an der Spitze einer Räuberbande stand. Er plünderte die Stadt und steckte sie in Brand.

Erst unter schwedischer Verwaltung und unter Gustav Adolfs Macht durfte Hapsal wieder aufatmen. Einer seiner Feldherren, der Graf Jakob de la Gardie, wurde Besitzer des Schlosses und Gouverneur von Estland. Er ließ das verwahrloste Schloß ausbauen und vergrößern. Für die Stadt und ihre Bewohner erwirkte er manche Vorrechte. In noch höherem Maße erfüllte sein Sohn Gabriel seine Aufgabe. Unter seiner Verwaltung blühte Hapsal auf und gewann Bedeutung nach außen

hin. Ein ansehnlicher Stab von Beamten war am Schloß- und Burggericht angestellt. Auch für Kirche und Schule setzte er größere Geldsummen aus. Er gründete außerdem ein Hospital, ein Armenhaus und ließ die Anlagen der Stadt verschönern.

Mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts erreichte die Schwedenherrschaft hier ihr Ende, und Schloß und Stadt kamen an die Russen. Da verfiel das herrliche Denkmal aus dem Mittelalter, und Unwissenheit und Habgier einiger Bewohner halfen mit, dieses Werk zu zerstören. Zwischen den eingestürzten Mauern herrschte in Wahrheit „ein Geist der Ruinen“. Kaiserin Katharina II. verschrieb 1784 Sapsal die Rechte einer Kreisstadt.

Als im Jahre 1857 der Großfürst Nikolai Alexandrowitsch und seine Brüder zur Kur in Sapsal weilten, führte sie der Badearzt Dr. Karl Arthur v. Sunnius vor diese traurigen Mauerreste und erbat kühn die Geldmittel für eine gründliche Ausbesserung. Diesem Manne, wie schon seinem Vater, dem Arzt Dr. Karl Abraham Sunnius, hat Sapsal viel zu verdanken gehabt. Schon im folgenden Jahre konnte mit den Arbeiten an der Ruine und ihrer inneren Anlage begonnen werden. Wälle und Wege wurden gereinigt, junge Baum-

anpflanzungen entstanden, und bald besuchten die Fremden fleißig diesen Lustplatz der Natur.

*

Über dem Eingangstor der Schloßanlage trägt eine Steinplatte das Wappen des Bischofs Rivel mit den Zeichen seiner geistlichen und weltlichen Macht und der Jahreszahl 1515: Beginn seiner Regierung.

An die Südseite des Hauptbaues der Ruine grenzt die Schloßkirche. Ein mächtiges, schlichtes Bauwerk der Gotik mit tiefen Mauern und Gewölben und den Resten eines Kreuzganges auf der Nordseite im Hofe.

Unter grauer Kapuze steht nahe der Glockenturm, alt, verwittert, ein mürrischer, aber treuer Hüter. In den Lukan nisten Schwalben.

Ein feierlich geschwungener Zugang in dem zerbröckelten, grauen Mauerwerk führt zur Kirche. Ihre Hauptfront verschmilzt mit einer Ruinenmauer, aus der drei mächtige Fensterhöhlen düstern. In schöner gotischer Bogenrahmung sitzt die Thür. Darüber ein großes Rosettenfenster. Die Kirche hat keinen Turm. Ein Kreuz glänzt auf dem Giebel. Nur während der Sommermonate wird in der Kirche Gottesdienst abgehalten, denn sie ist nicht heizbar.

An die Kirche angebaut ist eine Kapelle mit Nischen, in denen sich Nebenaltäre befanden zur Abhaltung von Seelenmessen.

„Die große Schloßkirche erscheint leer“ — ich benutze hier die Ausführungen eines mir teuren Menschen —, „wenn auch hundert Andächtige darin sind. Die Akustik ist so schlecht, daß man von den Worten des Geistlichen nur wenig versteht.“

Das Innere des Gotteshauses wirkt im ersten Augenblick ein wenig kalt und fremd, und erst allmählich umfängt einen die Heiligkeit des Ortes. Nur noch spärliche Zeugen der Vergangenheit sind hier nachzuweisen. Ein einziges großes Fenster mit wenigen bunten Gläsern erhellt die Wand hinter dem Altar. Wie Rußwurm erzählt, hat dieses gotische Fenster früher hübsche Glasmalereien gehabt. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts bedeckten den Fußboden Begräbnisplatten, auf ihnen erkennbar waren Wappen und Inschriften der Bischöfe und Adligen des Landes. Diese Grabsteine waren fast durchweg kunstvolle Steinmetzarbeiten mit Figuren, Blumen und anderem Zierat. Noch um das Jahr 1889 stand die Schloßkirche als traurige Ruine. Ihr Ausbau erforderte große Geldausgaben. Und die Stadt war arm.

Wie zitterten in heißer Angst die Herzen aller Hapsaliter, die der lutherischen Gemeinde angehörten, als es hieß, die Schloßkirche sollte zu einer russischen Kirche geweiht werden! Das durfte nicht geschehen. Man beschloß daher, die Kaiserin Maria Feodorowna, Gemahlin Alexanders III., um Hilfe anzuflehen. Zu diesem Zweck begab sich Pastor Leo Rödder nach Petersburg. Die Zarin, eine geborene dänische Prinzessin Dagmar, lehnte es ab, den lutherischen Geistlichen zu empfangen. Aber Rödder hatte seinen Hapsalitern versprochen, ihnen zu helfen; er harrte aus und erreichte es endlich, daß ihn die Kaiserin empfing und anhörte. Er muß wohl mit Engelszungen gesprochen haben, denn Maria Feodorowna erfüllte seinen und der Hapsaliter sehnlichen Wunsch, ja, sie schenkte obendrein 500 Rubel für den Ausbau der Schloßkirche. Freiwillige Geldspenden kamen bald hinzu. Durch Abhalten von Basaren und Konzerten flossen die noch erforderlichen Geldmittel zusammen. Am 15. Oktober 1889 geschah durch General-Superintendent Daniel Lemm von der Revaler Domkirche die feierliche Wiedereinweihung der St. Nikolai Schloß-Kirche zu Hapsal.

Daß bis zu diesem Zeitpunkt Stücke der alten Grabsteine als Treppenstufen und Straßenplatten gelegentlich in der Stadt verwendet

worden sind, ist auch anderswo geschehen, nicht nur in Hapsal.

In die äußerste Spitze des gemütlichen, dicken Glockenturmes schlängelt sich eine Wendeltreppe aus Stein mit fast hundert Stufen zu den Glocken und dem Uhrwerk. Prachtvoll weitet sich der Rundblick vom Turm aus über Stadtränder, Wälder Buchten, fern bis zu den Inseln.

Im unteren Turm freigelegt ist in jüngster Zeit ein kleines Zimmer mit zwei Fenstern. Es beherbergt jetzt ein bescheidenes Heimatmuseum. Erkennbar ist hier eine Vertiefung, die der Kamin hinterließ. Reizvoll ist es wohl für den Altertumsfreund, die Ruinen zu durchwandern. Da fällt u. a. an der halb vergrabenen Mauer, die an die Kirche grenzt, ein ziemlich erhaltener Säulenknäufel, zwischen der ersten und zweiten Fensterhöhle — von links betrachtet. Unbeholfen sind die breiten Gesichtszüge eines Menschen eingemeißelt; deutlich tritt ein steinernes Ordenskreuz unter dem Kinn hervor.

Was bedeutet das Bild? Die Frage bleibt unbeantwortet. Denn was die Phantasie des Volkes erzählt von einer sündigen Nonne, die das Bildwerk darstelle, ist geschichtlich unbelegt.

Der nach dem Markte zu blickende Hauptteil des Schlosses mit seinen fünf großen Fenstern

barg das Refektorium und das sogenannte Königszimmer mit einem Bibliothekraum. Die Zellen der Domherren lagen in zwei Stockwerken zwischen dem Speisesaal und der Kirche. Von einer der unteren Zellen führte eine Thür in die Tiefe und auf einen unterirdischen Gang, der sich unter der See bis zu einem benachbarten Gute hingezogen haben soll. Unterirdische Gänge lassen sich auch unter einigen älteren Häusern in der Nähe der Ruine und dem Marktplatz nachweisen, so unter dem Hause Wiedemannstraße 5. Innerhalb der Ruine liegt heute noch sichtbar ein Zugang unter dem Wall mit der alten Kastanienallee.

Spuren des Burgverliefes zeigen sich vor dem hochstrebenden Schornstein.

An diesem graußigen Ort soll im Jahre 1381 sogar ein Bischof geschmachtet haben: Heinrich III. von Osel, ein geisteschwacher, jähzorniger Greis, der gewalttätig gegen seine Domherren gewesen war. Als seine Einkerkierung ruckbar wurde, ließ ihn der Domherr Balne heimlich nach Arensburg schaffen. Dort soll er ihn eigenhändig erwürgt haben. Der Mörder und seine Mitwisser gaben später vor dem Papst eine falsche Darstellung von dem Ende des unglücklichen Bischofs.

Sagen und Geschichten umspinnen wohl jede Schloßruine. Ein bunter Sagenkranz umrannt

ebenfalls das Hapsalsche Schloß, und was die spärlichen Niederschriften zurückliegender Zeiten nicht überliefert haben, das erdichtete die Phantasie der Menschen. Da fehlt es nicht an Spuk- und Geistergeschichten, an prophetischen Weissagungen und Erfüllungen und unheimlichen Mordgeschichten. Am emsigsten beschäftigte sich die Erfindungsgabe der Menschen mit den vergrabenen Schätzen in der Ruine. Beinahe jedem Hapsaliter ist von seinem Vorfahr eine geheimnisvolle Geschichte anvertraut von fabelhaften Goldkisten und Kriegsschätzen, vergraben unter dem alten Gemäuer. Und immer gab es Leichtgläubige und Träumer, die sich in mitternächtlicher Stunde in die Ruine schlichen und nach Erfüllung eines Zauberspruchs an bestimmten Stellen die Mauern und Wälle durchwühlten. Gehoben wurde von ihnen kein Schatz, allenfalls fiel den enttäuschten Schatzgräbern eine Münze aus der Schweden- oder Dänenzeit in die Hände, vereinzelt auch Teile alter Waffen und Kriegsgeräte.*)

Viel Geheimnisreiches hat sich um eine uralte Eiche in der Schloßruine gesponnen, von deren

*) In der Öffnung eines unterirdischen Ganges wurde in den 90-er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein sarazenischer Dolch mit arabischen Schriftzeichen und mit vergilbtem Elfenbeinzierat gefunden.

Wunderkräften die Alten erzählten. Sie ästelte weit; in ihrem Schatten erstickten alle anderen Bäume. Doch keines Hapsaliters Hand hätte es gewagt, die Zweige zu stuzen oder die Blätter zu berühren. Wer von Unglück und Leid verfolgt wurde und sich in den Schatten der Eiche begab, der fand irgendwie Erlösung. Es hieß weiter, daß die Wurzeln einen fabelhaften Goldschatz festhalten sollten. Aber Furcht vor der Zauberkraft des Baumes hielt selbst die abenteuerlichsten Schatzgräber von ihr fern. Nie verirrte sich ein Kind in den ausgehöhlten Stamm, der eigentlich ein prachtvolles Versteck beim Spiel geboten hätte. Als sich ein russischer Marineoffizier vor einem Anwetter in den hohlen Stamm geflüchtet hatte, stieß er gegen ein klingendes Kästchen, das angefüllt war mit Goldstücken. Er ließ den Fund unter seine Soldaten verteilen.

In einer Gewitternacht stürzte der Sturm die alte Eiche. Erst da wagten sich die Menschen an den zerschmetterten Stamm und beseitigten ihn.

*

Zwischen weit ausladenden, alten Bäumen, hinter dem Rathaus, liegt die Stadtkirche, weiß mit rotem Ziegeldach, ein zierlicher Bau, der den aufmerksamen Fremden anziehen muß.

Weihe und Andacht umschließen den Besucher schon beim Eintritt durch die tiefen gotischen Türbogen des inneren Raumes. Man hat hier wirklich Gott im Herzen.

Dieses kleine, sehr alte Kirchlein wird viel geliebt. Es spricht seine stumme heilige Sprache mit unbezwinglicher Macht, so daß man sich mit seinen kleinen Wundern und Altertümern gern beschäftigen möchte. Links vom Eingang, unter der Chortreppe, fällt eine holzvergitterte Beichtstuhlthür auf, die einen Verschlag absperret. Vor einigen Jahrzehnten befand sich darin noch ein verdunkeltes, zerrissenes Heiligenbild.

Von der Decke herab hängen drei Messingleuchter von altertümlicher, guter Arbeit. Der vordere vor der Orgel trägt auf der Spitze einen doppelköpfigen Adler und am unteren Leuchtertheil die Inschrift: „Anno 1667 Hinrich v. Knorring“ — der Stifter. Es war der Schloßhauptmann von Hapsal. Der Kronleuchter stellte ein Bußgeschenk dar, da ihn seine Härte gegen einen Prediger nach zehn Jahren gereut hatte. Die Person des Schloßhauptmanns war von dem Prediger ein wenig anzüglich in einem Bibelwort erwähnt worden. Sofortige Entlassung aus dem Amt war die Folge gewesen.

Auf dem mittleren Kronleuchter läßt sich eine sitzende Männergestalt auf einem Adler erkennen. Reicher als die beiden anderen ist der dritte Leuchter vor dem Altar, verziert mit Rosetten und einer jugendlichen Frauengestalt auf der oberen Spitze. Wie die Inschrift erzählt, schenkte diese Krone „zur Ehre Gottes und zur Zierde unserer Hapsfalschen Stadtkirche des seligen Herrn Altermann Gustav Andreas Prinz nachgelassene Frau Witwe, geb. Jenken“, am 22. Juli 1772.

Als eine der ältesten evangelischen Kirchen des Landes gilt dieses kleine Gotteshaus, dessen Erbauungsjahr unbekannt ist. Nachweisen läßt sich nur, daß das Gebäude schon 1524 stand, doch bestimmt nicht als Kirche diente. Alten Nachrichten zufolge soll darin ein Salzspeicher gewesen sein oder eine Militär-Reitbahn. Der hübsche Barock-Altar aus Stein steht nach Süden zu und nicht, wie es üblich war, nach Osten. Eine auf der rechten Seite des Altars angebrachte Tafel meldet: Der Hapsfalsche Bürgermeister Johann Balhorn habe 1630 „dies Altar Gott zu Ehren und zum Zeugnis seines christlichen Glaubens in dieser Kirchen gegeben und aufsetzen lassen“. Ein weißes Reliefbild am Altar zeigt Jesus in Gethsemane. Auf der obersten Spitze erhebt sich der auferstandene Heiland mit der Ehrenkrone und der Siegesfahne.

Die Kirche war zu allen Zeiten sehr arm, viele Jahre fehlte es darin an den allernotwendigsten Geräten, sogar an Sitzbänken. Diese stifteten 1667 die Schneiderzunft und die Kaufmannsgilde. Chor und Sakristei ließ der Hapsalsche Pastor Glöckner auf eigene Kosten errichten. Eine der ersten Orgeln, ebenfalls ein Geschenk, war ein bescheidenes Instrument und mußte von hinten gespielt werden, so daß der Orgelspieler weder die Gemeinde noch den Prediger sehen konnte. Als 1844 die Holzwürmer diese Orgel, deren Bälge mit der Hand gezogen wurden, beinahe „aufgefressen“ hatten, entschloß sich die Gemeinde zum Ankauf einer neuen Orgel. Selbst Unbemittelte sparten für die nötigsten Anschaffungen in ihrem Kirchlein. Der gepolsterte Betschemel stammte von einem einfachen Mann, den es gedauert hatte, daß der Pastor auf der harten Diele knien mußte. Auch die Kanzel war ein Geschenk. Wie die Holztafel verkündet, war die Stifterin — 1707 — die Witwe des Hapsalschen Gerichtsarztes Hans Wedel. Die Kanzel ruht auf einem holzgeschnitzten Unterbau, der die bunten Figuren von Petrus, Paulus, Salvator und Andreas hält.

Unter der letzten Stufe der Kanzeltreppe liegen die Reste eines Grabsteins eines Hapsalschen Geistlichen. Zwei gut erhaltene Leichensteine

bedecken die Steinfliesen vor dem Altar. Auf dem einen ist zu lesen:

Pf. 119.

Reverendus et doctissimus vir
D. Joachimus Jacobi soltquellentis
Pastor Hapsaliensis vigilantissimus
Pie obiit 8. Maii anno 1587
Gratia exuberat.

Dieser Johann Jacobi war in Hapsal Propst und ist der erste evangelische Geistliche an der Stadtkirche gewesen.

Neben ihm, links vom Altar, hatten die Hapsaliter achtzehn Jahre früher ihren ersten Bürgermeister Ledebur begraben und seine Gestalt in der feierlichen Amtsstracht damaliger Zeit in Stein aushauen lassen. Der reich geschnitzte braune Kirchenstuhl neben dem Altar war 1690 für den Rektor aufgestellt worden. Denn Hapsal besaß schon im 14. Jahrhundert eine berühmte Domschule, die unter dem besonderen Schutze der schwedischen Könige stand. Im Jahre 1690 ließen die Hapsaliter den Kirchturm ausbauen und die beiden Glocken wieder aufhängen. Ihre Inschrift lautete: „Sit nomen domini benedictum. Mattias benninck me fecit anno 1590,“ und: „me fecit J. Malmberg in reval.“

Das Innere der Kirche verfiel allmählich, so daß zeitweilig kein Gottesdienst gehalten werden konnte. Als ein großer Teil der Decke eingestürzt war, wandte sich der Prediger rathsuchend an den Generalgouverneur, der endlich eine öffentliche Geldsammlung im ganzen Lande zum Ausbau des armen Kirchleins erlaubte. Zu Michaelis 1790 waren die Ausbesserungsarbeiten beendet. Der Kirchenfußboden war gehoben worden, die Fenster vergrößert, die Wände gekalkt und das Seitenportal erweitert, so daß die Toten hindurch getragen werden konnten.

Das Dach hatte neue Pfannen bekommen, blieb aber noch immer die Sorge des Geistlichen. Erst 1856 konnte ein neuer Kirchturm erbaut werden. Feierlich tat man in den Turmknopf ein Gesangbuchblatt und eine Beschreibung von Hapsal. Als am Einweihungstage das goldene Kreuz von der Turmspitze leuchtete, war dies für alle Bewohner der Stadt ein tiefes Erlebnis. —

Zwei merkwürdige Altertümer stellen die beiden Opferstöcke in plumper Ausführung dar, mit Eisenbändern und mächtigen Vorhängeschlössern versichert. Eine zuverlässige Meisterarbeit, denn Kirchendiebe drangen häufig in die Heiligkeit ein.

An die Kirche drückte sich das Totenfeld der estnischen Gemeinde. Reste der eingesunkenen

Grabsteine mögen unter dem Rasen liegen. Deutliche Spuren bedecken noch heute Zugang und Schwelle des seitlichen Kirchenportals. — Schon seit 1756 besitzt Hapsal auch eine russische Kirche; sie lag zuerst in der russischen Straße und war ein dürftiger Holzbau. Achtzig Jahre darauf hielten die Russen ihren Gottesdienst in einigen Räumen des Gerichtsgebäudes ab. Und erst im Jahre 1852 verfügten sie über eine eigene stattliche Kirche, die Maria-Magdalenenkirche; sie steht an bevorzugter Stelle: zwischen der Wiedemann- und Linda-Straße, unweit der Großen Promenade.

*

An der Poststraße, dem Friedhofseingang gegenüber, erinnert eine eingefriedigte, vernachlässigte Begräbnisstätte an mehrere russische Marinesoldaten, deren Torpedoboot im Moonfund auf einer russischen Mine zerschellte. Am Totenmal ist in russischer Schrift u. a. zu lesen: „Hier ruhen die Überreste der bei Ausübung ihrer Kampfespflicht am 8. und 9. August 1916 umgekommenen Donischen Kosaken, Freiwilligen und Artillerie-Unteroffizieren...“

Ein Gerücht erzählt freilich, einige der Russen seien nach Genuß von denaturiertem Spiritus auf einem Hochzeitschmause in Hapsal gestorben.

*

Erinnerungen an Peter d. Großen haben sich in Hapsal erhalten, obschon keine Gedenktafel über seinen Besuch in der Stadt etwas mittheilt.

Peters Sorge bestand seit 1712 in der Anlage eines Kriegshafens an der baltischen Küste.

Zu einer Besprechung mit seinem General-Admiral Aprazin erschien er unerwartet am 21. Juli 1715 in Hapsal und stieg ab in einem Hause am Markt, in dem sich die alte Apotheke befindet.

Peter besichtigte die Stadt, die Ruine, die Kirche und fuhr darauf auf das Gut Linden bei Hapsal, dessen Besitzer, Baron Ungern-Sternberg, ihm als großer Blumen- und Gartenfreund gerühmt worden war. Sein Garten galt als schönster im Lande.

Der Baron war vor Jahresfrist gestorben. Seine junge Witwe geriet über den unerwarteten kaiserlichen Besuch in Aufregung, denn in ihrem Hause befanden sich Gegenstände, die Peters Zorn herausfordern konnten.

Da war zunächst das Bild Karls XII. von Schweden. In Eile ließ sie es von der Wand heben und hinter den Ofen stellen. Dort entdeckte es das scharfe Auge des Kaisers; er zog es hervor und beschaute es lachend:

„Ei, Bruder Karl, jetzt mußt du hinter den Ofen marschieren! Vielleicht bedarf es nur einer Schlacht, und ich muß hinter den Ofen.“

Damit hängte er das Bild eigenhändig an die Wand.

Beim Mahl bemerkte sein Gefolge, daß ein mit Wein gefüllter Pokal Bild und Namenszug des Gegners Karl trug. Geschickt sollte der Gegenstand des Argernisses verschwinden, was der Zar bemerkte und verhinderte. Er nahm den Pokal und trank sogar auf Karls Wohl. Eine zahme Lachtaube flatterte vom Ofen und ließ sich girrend auf seinem Kopfe nieder. Rasch fing er sie, küßte sie und gab ihr die Freiheit wieder.

Lange saß Peter unter einer alten Prachteeiche im Garten und schlürfte vom Danziger Goldwasser.

Im Scheiden des Tages ließ sich Peter von dem Lindenschen Kutscher durch den Paraleper Wald nach Hapsal fahren. Das Gefolge war vorausgeschickt. Dem Kutscher befahl er, „dütsch zu schnacken“. Bei einem großen Felsblock auf halbem Wege scheuten die Pferde, denn der schwabende Kutscher hatte nicht auf sie acht gegeben; der Wagen fiel um, und Zar Peter rollte wie ein Ball über den weichen Waldboden. Versteinert stand der Kutscher und erwartete sein letztes Stündlein. Doch Peter lachte, belohnte ihn

und versprach dem Leibeigenen die Freiheit zu verschaffen. Was er auch hielt.

Bis zum 23. Juli hielt sich Peter in Hapsal auf. Er übernachtete am 22. und 23. bei einem Gerichtsvogt in einem bescheidenen Eckhäuschen an der heutigen Wiedemannstraße Nr. 2 und Lindastraße Nr. 5. Als er im Sommer 1717 und 1718 in der Rogewiek die Tiefmessungen leitete und den Bau der Molen bestimmte, besuchte er abermals Hapsal. Seine Kriegsflotte lag vor Odinsholm. Er wohnte wieder bei dem Gerichtsvogt in dem sogenannten Peter-Häuschen. Damals befand sich eine Bank vor der Haustür, auf der Peter in den Abendstunden saß und mit seinem Wirt plauderte.

III. Aus frohklingenden alten Zeiten.

Die Einstellung auf die neuen Zeitverhältnisse ist den wohnungsvermietenden Sapsalitern mit einigem Glück gelungen, und in allen ihren Plänen bleibt die gute Aufnahme der Fremden Endzweck. Sogar das einhäufig lebende Mütterchen hat es herausgeföhlt, daß Licht und Schatten im Dasein des Einzelnen anders verteilt worden sind, und daß sich nur der Mensch behaupten kann, dem das Einwachsen in die Gegenwart leicht wird.

Sapsal ist Sapsal geblieben — trotz Auto und Elektrizität. Noch immer blühen altmodische Blumen in altmodischen Blumenbeeten, und die Brunnenketten ächzen in Wehmut beim Auf- oder Herabwinden der Wassereimer. Noch immer ist der Sapsaliter Lebenskünstler, und der Fremde findet, was er wünscht. Noch immer wohnen Behaglichkeit, Ruhe und Sauberkeit in den Sommerheimstätten, die klein oder geräumig, billig oder teuer, in bescheidener oder reicherer Art zu bekommen sind. Und noch immer

lebt der Hapsaliter sein verborgenes Doppel-
leben: eines sichtbar, aufopfernd und hilfsbereit für
seinen Sommergast — das andere heimlich und nur
lauschend auf eigene seelische Schwingungen. Dazu
gehören die von Wehmut verflochtenen Erinnerun-
gen an das vergangene Gute, an die Jahre vor
dem Weltkrieg und früher und wieder früher noch,
als die Eisenbahn das verzauberte Städtchen noch
nicht berührte und Postkutsche und gemietete
Wagen und Pferde den Verkehr zwischen Hapsal
und Regel besorgten. Damals kostete eine Wagen-
fahrt zwischen Hapsal und Regel — 15 Rbl. für
75 Werst mit drei Pferden und 10 Rbl. mit zwei
Pferden. Dieses Landstraßen-Stilleben fand hier
im Lande viel später sein Aufhören als anderswo.

Es leben wirklich noch heute Menschen in der
Stadt — und sie sind längst nicht an die siebenzig
Lebensjahre heran gekommen — denen alle Freu-
den einer Eisenbahnfahrt vollkommen fremd sind.
Die auch nichts spüren von den Sehnsüchten, die
jeden einmal hinausziehen über die Grenzen
Hapsals hinaus.

Und weiter verlieren sich die Erinnerungen der
älteren Hapsaliter in die Tage, an denen die stolzen
Petersburger Dampfer im kleinen Hafen anlegten
und zahlungsfähige, nie geizende Fremde brachten,
von Reichtum und Bedienung umgeben. Es

wurden in der Regel zwei Sommerhäuser von einer Familie gemietet, ein kleineres für die Dienerschaft. Man nahm alle dienstbaren Geister des eigenen Heims — vom Hauslehrer bis zum Silberzeug- und Schuhputzer und der Waschfrau — mit auf die Sommerreise. Reichtum und Großzügigkeit ließen oft sogar die gemieteten Sommerbehausungen frisch tapezieren und streichen.

Da kostete eine Dampferfahrt zwischen Petersburg und Hapsal erster Klasse zehn Rubel, zweiter sieben und dritter Klasse vier Rubel. Zwischen Hapsal und Reval etwa die Hälfte.

Das waren die goldenen Zeiten für das Bade-
städtchen. Es rollte noch Geld. Ein bescheidener Wohlstand kam auf, und jeder vermehrte sein Eigentum, nahm Verbesserungen oder Vergrößerungen an der kleinen Heimatscholle vor, ohne Borg und ohne Sorg.

Hapsal blühte wie ein bescheidenes Lenzblümchen. Und wußte wenig von seinem Ruhm nach außen, wußte nicht, daß Große und Vornehme vielleicht zur Winterszeit bei fröhlichen Gastereien von der wunderlichen und doch anziehenden Kleinstadt sprachen und von ihren geduckten, bunten Holzhäuschen. Die Hapsaliter wußten nur das eine, daß sie gern wiederkommen würden, die einmal hier gewesen waren.

Es ist mancher Petersburger ein treuer Sommergast für Hapsal und auch für seinen heilkräftigen Badeschlamm gewesen. Einer von ihnen war es, der den seltsam witzigen Glückwunsch für die Stadt formte: Hapsal möge nicht untergehen im moralischen Schlamm des BADELEBENS; „einst die Heimat idyllischer Anschuld, möge jetzt eine auf Wohlstand und Sittlichkeit gegründete Glückseligkeit dort ihre Wohnung haben.“

Schon 1846 lobte ein Anhänger des Badeschlammes die moderne Einrichtung des Badehauses, wo man Wannen für Schlambäder und Duschen und alle Vorkehrungen zum Schwitzen vorfinde. Der kleine Badeort, der erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts bestand, übernahm rasch neuzeitliche Einrichtungen. So war Hapsal eines der ersten Bäder, das den Kurgästen Solbäder und die Anwendung des Elektromagnetismus bieten konnte.

Auch für Geist und Herz war hier besser gesorgt als etwa im großen Riga, betonte ein Besucher. Es gab Sängervereine, Lese- und wissenschaftliche Kränzchen; sogar Lebensüberdrüssige fanden hier geeigneten Anschluß. Und alles gestaltete sich in wundervoller Natürlichkeit und Zwanglosigkeit. Man begab sich in bunter Gesellschaft mit gefüllten

Eßkörben in den Paraleper Wald, wo der Platz vor dem Krug am Abend durch Papierlaternen erleuchtet war und das junge Volk auf dem Waldboden tanzte. Singend und in langen Reigen zogen in vorgerückter Stunde die Alten mit den Jungen wieder stadtzü.

Seit 1848 besuchten Hapsal reisende Musikanten, unter ihnen mancher wirkliche Künstler; Solisten aus Deutschland, berühmte Unberühmtheiten, dazu das Völkchen der Taschenspieler und Jahrmarktskünstler, fliegende Eis- und Melonenhändler, Bernstein- und Tuchverkäufer. Als schönstes aber die wandernden Schauspieltruppen mit mehr als einem Josef Anton Christ als Hauptdarsteller.

Der Kartentisch nahm für die männlichen Kurgäste in Hapsal eine wichtige Stellung ein. Man spielte im Badesalon Karten, wie Graf Rehlinger erzählt, um nach dem Schlammbad nicht einzuschlafen, was ärztliche Vorschrift war. Es wurde bei diesem Spiel niemand ein Krösus, aber auch niemand ein Bettler, denn der Einsatz war klein. Jede Art von Spielern war anzutreffen: der weise, der natürliche, der lamentierende, der komische und der abergläubische. Der letztere „spuckte“ in alle vier Zimmerecken und ließ den linken Strumpf zu Hause.

So hatte Sapsal alle Merkwürdigkeiten zu bieten.

Man wohnte verhältnismäßig billig. Für ein ganzes Haus wurden 200 Rbl. Sommermiete verlangt, für ein bescheidenes Einzelzimmer 10 Rbl.

Köche und Traiteure mit ihrem Küchenstab fanden guten Verdienst. Die vornehme Welt, wenn sie mit kleiner Bedienung reiste, traf mit dem Koch ein Abkommen, nach dem er für festen Preis ein tägliches Mahl zu liefern hatte...

Tage besonderer Freuden begannen für die Sapsaliter, wenn Angehörige der russischen Kaiserfamilie erschienen. Da war die ganze Stadt voller Wichtigkeit und Vorbereitungen. In den Schulen wurden Knicksproben abgehalten, denn die älteren und fleißigen Schülerinnen durften weißgekleidet als Ehrenjungfrauen mit Blumen die fürstlichen Gäste empfangen. Das mitten in einem schattigen, alten Park gelegene Schloß des Grafen Brevern de la Gardie nahm die Fürstlichkeiten auf. Reichte das Kavalierhaus im Garten für das große Gefolge nicht aus, dann wurden bestimmte Privathäuser in der Stadt hinzu gemietet. Während mehrerer Sommer bewohnte das fürstliche Gefolge ein Haus an der russischen Kirche: heute Wiedemannstraße 3. Dort erschien häufig die Familie Alexanders II. Für den Kaiser wurde eine kleine

Gartenpforte angelegt, durch die er unbehellig treten konnte.

Die vornehmen Gäste weilten gern in Hapsal, wo sie weder durch müßige Neugier, noch durch aufdringliche Unterwürfigkeit der Hapsaliter belästigt wurden. Selbst der schlichte Einwohner verstand mit feinem Taktgefühl sich fernzuhalten, und fehlte seinem Gewand die repräsentierende Linie, so hielt er sich hinter seinem Hofzaun verborgen, wo er seine Neugier dennoch befriedigen konnte. Forderte irgend ein Ereignis aber seine Anwesenheit, dann war er der natürliche, offenherzige Mensch, der nicht wie eine tote Bildsäule vor dem Fragesteller stand.

Manches vertrauensvolle Bündnis flocht sich in Sommertagen zwischen einem der hohen Gäste und einem Hapsalschen Schiffer, Bootverleiher oder Handwerksmeister, die alle irgendwie bei ihrem Gönner Verständnis und Unterstützung fanden.

Außergewöhnlich begabte Schüler und Bastler stellte häufig der verdienstvolle Kreisschulinspektor Karl Ruzwurm vor. Gelegentlich eines Besuches der kaiserlichen Familie im Sommer 1858 lenkte er die Aufmerksamkeit des Großfürsten auf die Erfindung eines russischen Knaben, der ein Schiffchen hergestellt hatte, auf dem ein Schrauben-

propeller durch Windmühlenflügel bewegt wurde. Nach 10.000 Umdrehungen des Propellers kehrte das ins Meer gefahrene Schiff um und kam zum Ausgangspunkt zurück.

Als im folgenden Jahr die kaiserliche Familie wieder in Hapsal war, hatte dieser kleine Künstler die Schloßruine aus Kork als Relief geschnitzt. Er wurde dafür beschenkt, kam zur Ausbildung zu einem Petersburger Professor und später ins Technologische Institut, wo er eine angesehenere Stellung einnahm. Awgust Petrowitsch Peters, so war der Name des Hapsaliten, war schlichter Eltern Sohn gewesen, er starb als Wirklicher Staatsrat.

*

Im Mai 1804 hatte die kleine Stadt den festlichen Empfang des Kaisers Alexander I. erlebt, der hier eine Besichtigung des Kasanschen Kürassier-Regiments vornahm. Er wohnte im Hause des Grafen Stenbock, der jetzigen Apotheke am Markt. Während des Sommers 1852 weilte die Großfürstin Maria Alexandrowna mit ihren Kindern in Hapsal und wohnte im de la Gardieschen Schlosse. Um in der See zu baden, besuchte der Großfürst Nikolai Alexandrowitsch mit seinen Brüdern in der Sommerzeit 1856 und 1857 Hapsal.

Als gänzlich unerwartet Kaiser Alexander II. und die Kaiserin ankamen, verloren die guten Hapsalschen Stadtväter im ersten freudigen Schreck alle Haltung, sie hatten nichts vorbereiten können. Doch der Kaiser half den ratlosen Stadträten und veranstaltete ein großes Volksfest am Strand bei Pullapä, auf dem die ganze Stadt sich vergnügte. An diesem Tage wurde auf keiner Hapsalschen Pliete *) gekocht. Kuchen und Süßigkeiten füllten Wagen und Schiffchen, die zum Festplatz hinaus fuhren.

Im Sommer 1859 hielt sich die kaiserliche Familie wieder einmal in Hapsal auf. Der Namenstag der Kaiserin wurde mit einer Schloßbeleuchtung gefeiert. Schloßbeleuchtungen erlebten die Hapsaliter zwar regelmäßig während eines Fürstenbesuches, doch diesmal fiel sie märchenhaft aus. Mehrere Musikkapellen und außerdem die Liedertafel aus Riga kamen nach Hapsal. Es hatten sich annähernd zweitausend Fremde angemeldet, größtenteils aus Petersburg, und alles lebte in einem Freudenrausch. Ungezählte Fackeln brannten in der inneren Ruine, Lichter und bunte Flämmchen leuchteten aus Höhlen, Öffnungen und Spalten des geisterhaften Mauerwerks. Aus den

*) Küchenherd; aus dem russischen плита.

unterirdischen Gewölben, vom Turm und von den Wällen schallte Gesang von unsichtbaren Sängern; endlich bewegten sich Fackelzüge, von Musikchören begleitet, aus der Ruine durch das Tor und über den Marktplatz.

Am nächsten Nachmittag befahl die Kaiserin alle jungen Mädchen, die sie als Ehrenjungfrauen empfangen hatten, ins Schloß, ließ sie mit Schokolade bewirten und schenkte jeder eine goldene Brosche.

Großfürst Thronfolger Alexander Alexandrowitsch besuchte im Sommer 1871 mit seiner Gemahlin und Kindern Hapsal. Der Großfürstin waren Molkensäuer verordnet. Das Kochen der Molke überwachte der Apothekenbesitzer persönlich, er begleitete auch den Transport bis vor das Schloß. Wenn der Wagen mit dem dicken, langsamen Ackerpferd durch das Parktor fuhr, sprangen aus einem Baumversteck die kleinen Großfürsten hervor, umjubelten die Fuhre und ritten auf dem plumpen Gaul. Dieses Pferd und die Molkensäuer waren für sie die köstlichste Sommerbelustigung in Hapsal.

Die beiden kleinen Großfürsten waren der spätere Nikolai II., Rußlands unglücklicher letzter Zar, und sein Bruder Georg, der an der Schwindsucht starb.

Das Jahr 1871 brachte also wieder eine „Großfürsten-Saison“ und damit einen starken Strom von Sommergästen. Nach Angaben der Polizeilisten waren 1680 Fremde angemeldet; ein kleiner Teil lebte jedoch unangemeldet in der Stadt. Damals stand in Hapsal noch der „Salon“, der für Bälle und Konzerte eingerichtet war. Die Musikkapelle spielte abwechselnd hier in dem schönen Lustgarten und auf der Großen Promenade.

Da sahen Fremde und Hapsaliter häufig die stattliche, monumentale Gestalt des Großfürsten Thronfolgers Alexander Alexandrowitsch durch die Straßen gehen. Stets ohne Gefolge, meist begleitet von seiner Gemahlin und seinen Kindern. So kam der Thronfolger einmal nach Koppel, einem neueren Stadtteil hinter der „Afrikanischen Promenade“, wo einst nur Weideflächen gewesen waren. Als Knabe hatte hier der Großfürst mit seinen Brüdern eine kleine Festung angelegt. Wie enttäuscht war er, als er sah, daß alles verschwunden war, was seine und seiner Brüder fleißige Hände geschaffen hatten. Er soll damals den Hapsalitern wegen ihrer Pietätlosigkeit wirklich gegrollt haben.

Heimlich stolze Erinnerungen an den Besuch einer Großfürstin in Hapsal, im Sommer 1908,

bewahren sich noch einige Hapsaliterinnen, die zu den Schülerinnen gehörten, die im de la Gardie'schen Park empfangen wurden. Es war Selisaweta Feodorowna, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, Gemahlin des Großfürsten Sergei Alexandrowitsch, des General-Gouverneurs von Moskau. Er war durch eine Bombe 1905 in Moskau in Stücke gerissen worden. Seine Witwe war noch als Vierzigerin bildschön und von ungewöhnlichem Liebreiz. Sie hatte den kleinen Badeort an der Wiek aufgesucht, um hier Erholung und Ruhe zu finden.

Eines Tages ließ die Gräfin Katharina Brevern de la Gardie als Gönnerin der Hapsal'schen Töchterchule durch die Oberhofmeisterin bei der Großfürstin anfragen, ob sie die Schule empfangen wolle. Die Großfürstin war dazu bereit.

Über den Empfang erzählt eine der Teilnehmerinnen folgendes:

„An einem sonnigen Vormittag machten sich acht Schülerinnen — je zwei deutsche, schwedische, russische und estnische, mit der Leiterin und einer Lehrerin auf den Weg. Die Oberhofmeisterin, eine kleine, alte, rundliche Dame, empfing die festlich gepuzte, aufgeregte Schar vor der Anfahrt des Schlosses und führte sie vor die Terrasse. Hier

standen wir alle in einer Reihe aufmarschiert: die Leiterin, die Lehrerin, die Schülerinnen.

„Parlez — lui russe, elle aime cela,“ hatte die Gräfin Brevern gesagt. Langsam kam die Großfürstin die Stufen herab, groß und sehr schlank in schwarzem Schleppkleide und in schwarzer Witwenhaube mit langem Schleier. Das schöne, stille Gesicht alabasterweiß, die großen Augen voll Seele und voll Traurigkeit.

Sie reichte allen ihre weiße Hand mit den blauen Adern, eine Hand, die nachts auf einem kranken Herzen ruht. Wenn man die Hand küßte, neigte sie den Kopf. Sie sprach mit jeder Einzelnen in gütiger Weise.

Ein blondes Schwedenmädchen fiel ihr auf. Sie fragte sie nach der Heimat und sagte:

„Meine Nichte hat einen schwedischen Prinzen geheiratet und ist so freundlich in Schweden empfangen worden. Das hat mich sehr gefreut.“

Ein Kind überreichte eine Schülerarbeit, einen Spiegel, dessen Holzrahmen mit Kastanienzweigen bemalt war. Die Großfürstin nahm ihn mit gütigem Blick und leisem Dank entgegen und händigte ihn der Oberhofmeisterin aus.

Noch einmal neigte sie den Kopf und ging langsam auf die Terrasse zurück, wo ihre Verwandten standen. Nun setzten wir uns in Bewegung.“ —

Auf der Terrasse befanden sich u. a. der Großfürst Dimitri Pawlowitsch, einer der späteren Mörder Rasputins, und die Prinzessin Luise von Battenberg, die jetzige Kronprinzessin von Schweden. —

Es war ein eigenartiger Eindruck, den die Großfürstin bei Lehrerinnen und Kindern hinterließ: sie alle hatten das Gefühl, als ob diese Frau über dem Leben stünde, in grenzenloser Vereinsamung und in unaussprechlichem Herzeleid.

*

Dagewesen ist in Hapsal wohl schon alles, — sogar ein „Hapsaler Stadtblatt“ in deutschem Text. Es erschien 1886 an jedem Dienstag, die Abonnementsgebühr betrug jährlich 1 Rbl. 50 Kop., halbjährlich 1 Rbl. Ein rührend bescheidener Preis, der es wahrlich nicht erforderlich machte, die übliche Genossenschaft für ein einziges Abonnement zu gründen. In kleinem Zeitungsformat erschien das Blatt, in ansprechender Aufmachung, keiner Partei angehörend, wie der Zeitungsfachmann sagen würde. Herausgeber, Schriftleiter, Berichterstatter, Drucker, Annoncen-Alkquisiteur, Annoncenchef — alles in einer einzigen Person war S. L. Michelsen in Hapsal, Stadthaupt und Druckereibesitzer. Einen politischen Teil hatte das

Blatt nicht. Leser und verantwortlicher Schriftleiter konnten sich mithin nicht den Charakter verderben.

Der Schriftleiter befand sich in der unwahrscheinlich glücklichen Lage, nie über Stoffandrang oder Materialfülle klagen zu müssen. Im Gegenteil: er mußte mit rührender Treue um Mitarbeiter werben, und da alle seine Bitten ungehört an den nicht schreiblustigen Hapsalitern vorübergingen, erfand er als echter Zeitungsmann „Eingekandt's“ und „Stimmen aus dem Publikum“. Er verwandelte sich zeitweise in seinen eigenen Widersacher und bekämpfte sich selbst in einem Federkrieg.

Aber einen wertvollen und fleißigen Mitarbeiter verfügte allerdings das Blättchen. Er schrieb infognito und hielt sich hinter den Kulissen. Es war der damalige Pastor in Hapsal Leo Rödder. Sein geistreicher Spott wurde von denen, die es anging, sehr gefürchtet.

Aufgerüttelt aus seligem Schlummer wurden die Hapsaliter durch die anrückende Frage um den Bau eines Kurhauses. Da konnte sich wirklich einmal das Stadtblättchen als unentbehrliches Sprachrohr streitender Geister gefallen. Für den Bau eiferten alle diejenigen, die an der Promenade ein Grundstück für diese Zwecke zu verkaufen hatten.

Gegen den Bau stimmten wieder die anderen, deren Grundstück anderswo lag. Ein weiser Anparteiischer warnte vor neuen Schulden, da die Stadt „in den letzten Jahren Schulden und Garantien für fünftausend Rubel zu Ausgaben für das Badewesen kontrahiert habe.“ Der Bau eines Kurhauses aber verschlinge 20.000 Rbl. Und eine Aussicht auf eine Schenkung sei nicht vorhanden.

Die Stadtchronik des Herrn Schriftleiters blieb dürftig. Nur einmal hieß es, daß der Herbst-Jahrmarkt „in feierlicher Weise durch die kleine Glocke vom Schloßturn herab eingeläutet“ worden sei. Gefühlvoll lautete es dann weiter:

„Wie eine Erinnerung an vergangene Größe und Bedeutung hallten die ersten Klänge über die Stadt hin und gemahnten an die gute alte Zeit, da diese Klänge dem still beschaulichen Sapsal eine flüchtige, aber darum auch um so reizvollere Berührung mit auswärtiger Kultur inaugurierten. Wie hat sich das alles geändert! Das eigentliche Wesen ist dahin. Und was übrig geblieben, das ist nicht weniger als reizende äußerliche Form, zu welcher der traditionelle Marktkot auf den Straßen eine recht passende Folie bietet...“ Taumelnde, durch Alkohol angeregte Gestalten gab es schon damals auf dem Jahrmarkt, wie die Chronik meldete. Im übrigen stand es dem geplagten

Schriftleiter geschrieben: Woher nehmen und nicht — zum Plagiator werden! Doch Neuigkeiten wollte man lesen, belehrt und unterhalten wollte man sein, da „schlachtete“ der Herr Schriftleiter die „Gartenlaube“ aus, das „Daheim“, „Über Land und Meer“ und andere Zeitschriften. Nur vereinzelt nahm ein Zeitungsfreund mit seinen Sorgen die Zuflucht in das „Sapsaler Stadtblatt“. Die Beleuchtungsfrage beschäftigte die Gemüter schon damals. Hiervon ein launiges Beispiel:

Localrätsel.

(Eingesandt.)

Wer kann mir wohl das Städtchen nennen,
Wo die Laternen abends brennen,
Nur um die Straßen zu erkennen?
Denn, daß sie diese auch erhellen,
Wird Jedermann in Abred' stellen.
An Lampen selbst es nicht gebricht,
Das sieht man wohl bei Tageslicht;
Doch, daß sie Del genug gekriegt,
Das sieht man an dem Licht wohl nicht.

Über den ersten Jahrgang gedieh das „Sapsaler Stadtblatt“ nicht hinaus. Und der Redakteur und Herausgeber mußte nach einem Jahre mit seiner Zeitung Abschied nehmen von seinem, ach

so kleinen Leserkreis. Er tat es in einem Leitartikel. Darin hieß es: „... Ich hatte gehofft, daß die unter uns weilenden den gebildeten Ständen angehörenden Personen mich in meinem Unternehmen stützen, und daß Alle unserem „Stadtblatte“ mit seinen uneigennütigen Tendenzen wenigstens ein freundliches Entgegenkommen bereiten würden... Es tut mir leid, daß ich mich getäuscht habe: Nicht nur hat es mir fast durchweg an Mitarbeit gefehlt, auch die Abonnementszahl ist bis zuletzt eine verhältnismäßig sehr geringe gewesen. Dazu habe ich auch in dieser kurzen Zeit mancherlei peinliche Erfahrungen machen müssen, die ich ungern wieder machen möchte. Das alles bestimmt mich, das Blatt aufzugeben... Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo der Mangel eines eigenen Lokalblattes schmerzlicher empfunden wird, als es durch meine heutige Mitteilung geschieht. Findet sich kein anderer Unternehmer, so erscheint die letzte Nummer am 23. Dezember 1886.“

Es fand sich kein neuer Unternehmer, und die Hapsaliter waren wieder einmal ohne Stadtblatt — doch nicht ohne Stadtchronik! In Heimlichkeit blinzelnde Schlaumeier im Städtchen raunten einander zu: „Wir haben noch immer unsere lebendige Stadtchronik, die ist viel reichhaltiger, flinker,



Phot. J. Grünthal, Hapsal

Hapsal, Blick auf Kälberholm und Neuen Hafen

gründlicher und erscheint jeden Tag und kostet keinen Kopfen.“

Diese Stadtchronik redigierte kein verantwortlicher Schriftleiter, sie erlebte auch nie die Drucker-schwärze, sie verkörperte sich nämlich in den Weckenweibern. Diese von Tür zu Tür trabenden, einen großen Korb mit frischem Weißbrot schleppenden Wesen, gestalteten eine wandernde Zeitung. Sie wußten alles, erlauschten vieles und erdichteten den schönsten Rest hinzu. Aus den Sonnen- und Schattenseiten jeder Heimstätte wußten sie das Prickelndste herauszuschälen, um es keine Sekunde im eigenen Busen zu bewahren. Verzehrte ein Hapsalscher Hausvater behaglich sein Frühstück, dann setzte ihm die Gattin oder die Bedienung mit den frischen Wecken auch die Neuigkeiten im Städtchen vor.

„Woher die Kunde?“ forschte dann wohl ein Gründlicher und erhielt die entschiedene Antwort:

„Vom Weckenweibl!“

Die brave Junft soll in unserer Stadt noch nicht völlig verschollen sein.

*

Den frommen Glauben an die zeitunglesenden Hapsaliter hatte J. L. Michelsen nicht verloren, und 1895, am 10. Mai, wagte er sich wieder mit

einem „Hapsalschen Wochenblatt“ heraus. Dem gewandten Zeitungsmann ging es zunächst um die Hebung Hapsals als Kurort, wie er in seinem Programm unterstrich.

Der „vermischte Teil“ behandelte hygienische und wirtschaftliche Fragen, was dringend erforderlich war, denn mit der „Reinlichkeit“ und der „Ordnung“ im Städtchen erklärten sich die Sommergäste nicht immer einverstanden!

Der dritte Teil stellte die „Wochenchronik“ dar. Geschickt packte der Zeitungsmann seine Aufgabe an und bot in beschränktem Rahmen vieles und wesentliches. Doch was sein Wochenblättchen auch anregte, was es auch brachte, gut und treu gemeint — immer saßen die grausamsten Kritiker und Spötter auf der Lauer, um das Gedruckte zu überfallen. Das Wochenblättchen bat flehentlich um „Schonung“, entdeckte seine verborgenen Leiden und erwartete „Nachsicht“ von den hochgeschätzten Lesern: „Da zu den Kleinen ich gehöre, ward ich angewiesen, so oft ich in die Welt heraustret', mich zu präsentieren, ob sauber die Kleidung, ob die Nägel auch gepußt?“ Es mußte zugleich in russischem Text erscheinen, das wurde ihm zum Verderben: atemberaubt klagte es: „Raum stand ich auf beiden Füßen ... da ward ich mit Schrecken gewahr, ich hinkel! Ja, ich hinkel, es ist kein

Zweifel . . . Ich bin keine Mißgestalt, nein, der Zeitungspalten beide Gleise, darin ich wie im Schienenstrang mir Woche um Woche weiter helfen muß, sie tragen nur die Schuld. In e i n e m Gleise da fühle ich mich zu Hause, jedoch das andere Gleis ist bald zu eng mir, bald zu weit, bald steigt der Fuß hinauf, bald sinkt er tief hinein, und dann der weite Weg!“ Es mußte erst zur Zensur nach Reval flattern! Zum Schluß heißt es: „muß ich zweizungig auch erscheinen in meines Druckes beiden Spalten, so sollst du dennoch nimmer mich für doppelzüngig halten.“

Die „Konstitution“ des Wochenblattes war zu gebrechlich, es war wie sein Vorgänger, dem Tode geweiht. Am 20. Dezember 1895 zog sich der enttäuschte Schriftleiter von seinen Lesern zurück „ohne Animosität und mit den besten Wünschen für das künftige Gedeihen Hapsals.“ —

Eine wichtige Persönlichkeit in Hapsal war lange Zeit der „Postkerl“. Ihm war die gesamte Post des Städtchens anvertraut, die er einmal wöchentlich nach Reval zu befördern hatte. Vier Tage später brachte er sie von Reval nach Hapsal. Der Posttag war für viele Familien ein aufregender Tag. Die Annehmlichkeit eines Postamtes oder „Postkontors“ lernte Hapsal erst um das Jahr 1855 kennen. Dem Postkerl trauten viele

entschieden mehr als der „neumodischen“ Post-
beförderung, die sie aus Schwerfälligkeit und
Misstrauen lange Zeit umgingen. Es sollen sich
einige Hapsaliter geradezu klassische Stückchen
geleistet haben, um ihre Post mit eigenen Mitteln
auf den „rechten Weg“ zu bringen. . . .

IV. Verschollenes.

Ende des Jahres 1812 tauchten in Hapsal drei fremde Krieger auf, müde, halbverhungerte Gestalten, Grenadiere der untergegangenen „Großen Armee“ Napoleons. Aus den weiten Schneefeldern Rußlands hatten sie sich gerettet und waren endlich vom Schicksal in die kleine Küstenstadt verschlagen worden. Hier nahm sich ihrer die Mildtätigkeit an. Sie beschloßen, in Hapsal zu bleiben, sich aus den Trümmern ihres Lebens ein neues Dasein aufzubauen und treu zusammenzuhalten.

Die Drei hießen Ernst, Holm und Razler. Sie stammten aus Deutschland. Da sie sich als zuverlässige, unternehmungsfreudige Menschen zeigten, die ein Handwerk wählten und fleißig waren, gewannen sie die Achtung der Hapsaliter, deren Lehrmeister sie in vieler Beziehung wurden.

Die hervorstechendste Persönlichkeit des Kleeblattes war Gottlieb Ernst. Er war Tischler geworden. Bald konnte er sich ein im Walde — zwischen Hapsal und dem Gute Weiffenfeld —

gelegenes Grundstück erwerben. Er legte einen schönen Garten an und baute ein freundliches Häuschen hinein.

Das Merkwürdigste an diesem Garten waren die Steindenkmäler und Freundschaftstempelchen mit ihren Inschriften, Namen und Versen.

Auf eine weit sichtbare Steinplatte grub er die Inschrift:

Steh' aller Welt zur Zierde da,
Du kleiner Ort —
Von Ernst gegründet, Harmonia.

Um die Gestalt des Harmonia-Gründers hat sich manches Sagenhafte geflochten. Es hieß u. a., er habe in seiner schlesischen Heimat anfangs Theologie studiert, das Studium aber nach des Vaters Tode aufgegeben, um auf der Wanderschaft sein Glück zu versuchen.

Ob er in Hapsal wirklich alle denkbaren Ehrenämter bekleidet hat, wie die alten Einwohner im Städtchen mit Behagen erzählen, läßt sich nicht mehr belegen, mag heute auch bedeutungslos sein. Gottlieb Ernst war jedenfalls ein findiger, wenn auch etwas verworrener Kopf, ein harmloser Wichtigtuer und Sonderling, der voller Schnurren und seltsamer Einfälle saß und einfachen Gemüthern Rätsel zu lösen gab. Nebenbei war er ein großer

Musikfreund und ein wackerer Gelegenheitsdichter. Er war in Silberberg in Schlessien 1786 geboren.

In Hapsal gründete er einen Gesangverein, leitete ihn recht geschickt, dichtete die Lieder dafür und vertonte einige sogar. Noch lange nach seinem Tode hat der Gesangverein in Hapsal bestanden.

Holm, ein Träumer, eine tiefreligiöse Natur, bedachte die lutherische Gemeinde in Hapsal mit verschiedenen Stiftungen und nahm sich im Stillen der Armen und Alleinstehenden an.

Der dritte im Kleeblatt, Joh. Friedrich Bernhard Rasler, der 1783 in Ludwigsburg geboren war, heiratete später eine Hapsaliterin. Er war ein geschickter Silberarbeiter, voller Mutterwitz, belesen und schreibgewandt. Zeitweilig versah er das Amt eines Stadtschreibers. Von Napoleons zu Grunde gegangener Armee pflegte er Frau und Kindern häufig zu erzählen.

Ernst und Holm waren die Schöpfer der seltsamen Denksteine und Freundschaftstempel im Garten. Ihre Inschriften und Verse dichtete Ernst allein. Bis zu seiner Verheiratung lebten die beiden Freunde bei ihm in der Harmonia und führten ein glückliches Dasein in ihrer Einsamkeit.

Das Heim der drei Kriegskameraden und ihr wunderbar buntes Gärtchen vor der Stadt besaßen einen geheimnisvollen Reiz für die Hapsaliter.

Sie zogen Sonntags hinaus, spähten über Hecken
und durch Zäune, um Sprüche und Inschriften zu
lesen. Und wurden des Schauens nicht müde.

Am Gartentor ragte ein Steinblock, darauf
stand geschrieben:

Sei unvergänglich schön,
So mag der Neid sein Herzeleid
An deiner Fierde sehen.

Ein Steinaltar, wie ihn die Zeit der Empfind-
samkeit der Freundschaft setzte, war auf vier
Flächen mit Inschriften bedeckt:

Andenken an liebende abwesende
Verwandte und Freunde.

*

Wenn in des Abends stillem Scheine
Dir eine lächelnde Gestalt am Rasen
Sitzend, im Gartenhaine mit Wink und
Gruß vorüber wallt. Das ist des Freundes —
Der Freundin treuer Geist. . .

*

fühlst du beim seligen Verlieren in
Das vergangene Zauberland ein
Lindes geistiges Berühren um
Wang' und Blick und Mund und Hand — —
— — Und wankt der Kerze flatternd Licht
Es ist mein Geist, o, zweif'le nicht.

*

Dort löset sich die Frage um
Schmerz und Lebensmüh, —
Und jede Menschenklage —
Wird Engelharmonie.

An Gemütsstiefe mangelte es dem dichtenden Tischlermeister nicht. An Logik, noch Verstand fühlte er, der Anempfinder, sich nicht gebunden. Er mußte dichten und seinen Zeitgenossen Kunde geben von dem, was sein Inneres bewegte.

Als Diebe und Gartenfrevler bei ihm eingedrungen waren, gab er seiner Klage und seiner Empörung auf einem Gartenstein ebenso poetisch Ausdruck.

Im Jahre 1826 wählte sich auch Ernst eine Sapsaliterin zur Frau. Das Idyll in der „Harmonia“ und die Freundschaft der drei Getreuen wurden dadurch nicht gestört. Ernst verlor 1842 die Lebensgefährtin, die ihm sechs Kinder hinterließ. Der jüngste, Hugo, wenige Monate vor dem Heimgang der Mutter geboren, kam zu dem Sapsalschen Schulinspektor Karl Rußwurm und dessen Frau und fand dort eine glückliche neue Heimat. Er war ein anhängliches, aufgewecktes Kind, das seinen Pflegeeltern bald ans Herz wuchs und ihnen Freude bereitete. Später ist er nach Südamerika gezogen, wo er als Buchhändler sein Fortkommen

suchte. Seine Geschwister siedelten nach Rußland über.

Im Jahre 1859 starb der Gründer der Harmonia. In seinem geliebten Garten vor der Stadt ist er nicht begraben, wie vielfach angenommen worden ist, sondern auf dem Hapsalschen Friedhof. Der halbversunkene Grabstein läßt sich im ältesten Teile des Gräberfeldes noch nachweisen.

Holm starb als nächster aus dem Kleeblatt. Die Gräber der beiden Kriegskameraden, der Garten und die Denksteine blieben noch einige Jahre in der Pflege von Razler. Auch er beschloß seine Tage in Hapsal, wo er im Jahre 1862 starb.

Die Ruhestätten der drei Napoleonischen Krieger liegen in einem Bereich des Gottesackers.

Harmonia wurde Jahrzehnte noch nach dem Tode des Gründers von Spaziergängern besucht. Leider sahen viele in dem Garten nur einen herrenlosen Besitz, und mutwillige Zerstörung konnte ungestraft über ihn dahingehen. Haus und Zäune verfielen, Gras überwucherte die Wegspuren, und die Denksteine zersprangen. Lange Zeit fand sich kein Natur- oder Altertumsfreund, der über diesem reizvollen Plätzchen gewacht, der ihn dem Schutze der Fremden oder der Stadt anempfohlen hätte.

Seit einigen Jahren ist Harmonia wieder erstanden. Ein Enkel des Gründers hat sich dort ein Sommerheim geschaffen und den Garten mit seinen Denksteinen und kleinen Wundern wieder instand gesetzt. Alles von der freundlichen Absicht geleitet, das Alte zu ehren und zu erhalten, was zu erhalten ist.

Wie einst lustwandeln an Sommertagen wieder die Hapsaliter und Fremden hinaus und freuen sich an dem blühenden Erdenflecken, das noch immer etwas besonderes ist.

*

Mit den ersten Frühlingsvögeln erschien in Hapsal im Jahre 1860 — vielleicht war es auch zwei oder drei Jahre später — ein merkwürdiger fremder alter Herr. Er ging mit gesuchter Würde, steifnackig durch die Straßen wie einer, der kundtun wollte, daß er etwas Wichtiges vorstelle oder einmal vorgestellt hatte. Vor jedem blühenden Pflanzentopf hinter den Fensterscheiben blieb er stehen, nickte befriedigt oder schüttelte mißbilligend den Kopf. Den kleinen Gartenbesitzern wurde es jedesmal unbehaglich, wenn sie sich von dem sonderbaren Fremdling bei ihrer Gartenarbeit belauert fühlten. Denn plötzlich kicherte er zwischen den Zäunen hindurch oder er prustete frei heraus. Es

ging ihm vermutlich um die Blumenpflege der Hapsaliter, die ihm gar zuviel Spaß bereitete.

Wer war er? Woher stammte er? Was suchte er in Hapsal, da die Saison noch nicht eröffnet war.

In den Geschäften, in denen er seine kleinen Einkäufe besorgte, erzählte man sich, daß er ein Deutscher war. Aber sein Deutsch klang den Ohren fremd und unverständlich: halb singend, halb wiegend, schleppend, oder wie ein Aufgeweckter bemerkte: „gemütlich und doch frech“.

Endlich hatte man es herausbekommen, er stammte aus „Thieringen“. Was war das für ein Land? Wo lag es? Dies wußte wieder ein Belesener anzugeben: Thüringen lag mitten im schönen Deutschland.

Doch was wollte er in Hapsal? Er umgab sich mit viel Annahbarkeit, sobald die Neugier zu dreist an ihm herumtastete. Man ahmte bereits seine großartige Handbewegung nach, mit der er den dicken Knoten seines grauseidenen Halstuches zurecht drückte und die Hand zwischen die Knöpfe seines Leibrockes schob. Dann erfuhr man, daß er Pogowitz hieß und Goethes Gärtnerjunge gewesen war.

Die Literaturfreunde äußerten plötzlich lebhaftere Teilnahme für den alten Mann, und die Stadt beauftragte ihn, die Anlagen zu verschönern.

Daß von ihm etwas besonders Schönes zu erwarten war, galt als Selbstverständlichkeit.

Welche Schicksalswelle hatte den deutschen Kunstgärtner aber nach Estland und in die kleine Stadt geführt?

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wanderten viele deutsche Handwerker nach Rußland aus. Andere blieben auf halbem Wege zurück und ließen sich in Estland nieder, wo sie gern in Arbeit und Lohn genommen wurden. Manche baltische Gutsherrschaft brachte sich von ihren Reisen durch Deutschland einen Gärtner mit, und sie suchte sich am liebsten einen solchen aus, der in einem bekannten Garten gearbeitet oder selbst schöne und sehenswerte Gartenanlagen geschaffen hatte. Auf diese Weise war auch Goethes ehemaliger Gärtnerbursche Pogowitz nach Estland gekommen.

In dem weiten fesselnden Gestaltenkreis, der Goethes Lebensrahmen füllte, nimmt Pogowitz nur ein ganz bescheidenes Plätzchen ein. Und der Goetheforscher oder Literaturfreund wird schwerlich aus seiner Person und den dürftigen mündlichen Überlieferungen neue Anregungen schöpfen können. Dennoch ist er für eine kurze Zeit in der Fremde eine bemerkenswerte Persönlichkeit gewesen, die oft genug Proben der deutschen Kunstgärtnerei zeigen konnte. Da er „des Herrn

Geheimrats von Goethe Gärtnerbursche“ gewesen war, wie er sich mit gestraffter, selbstbewußter Haltung vorzustellen pflegte, gelangte er zu einer bescheidenen Berühmtheit.

Pogowitz ist in Sapsal ein fleißiger Gärtner gewesen. Er wurde auch beauftragt, einigen Familien in der Stadt und auf dem Lande schöne Blumengärten anzulegen, was er mit Stolz ausführte und unter der Beteuerung, daß jedes Blumenbeet im Stile von Goethes Garten in Weimar zurecht gemacht sei. Er ließ wundervolle Rosenstöcke aus Deutschland kommen, denn auch Goethe hatte die Rosen sehr geliebt. Wo Pogowitz nicht eigenhändig arbeitete, da war er Ratgeber, und da mußte es genau so geschehen, wie er vorgeschlagen hatte. Alle seine gärtnerischen Rat schläge pflegte er mit dem selbstbewußten Zusatz zu bekräftigen, daß er einst unter Goethes Augen Blumen gepflanzt und gepflegt habe. Nach seiner Aussage hatte Goethe die weiten Beete voll bunter Frühlingsblumen besonders geliebt. So legte Pogowitz vor dem bescheidenen Rathaus in Sapsal große Beete mit duftenden bunten Frühlingsblumen an, die hier oben im kühleren Norden etwas spät im Sommer zur Entfaltung kamen, aber die Freude der Fremden hervorriefen.

Bekannt ist mir nicht, in welchen Jahren der fünfzehn- oder sechszehnjährige Gärtnerbursche in Goethes Garten gearbeitet hat. Vermuthlich aber um 1814 und 1815, da er die „Frau Geheimrat v. Goethe“ noch erlebt hatte, der übrigens ein kunterbuntes Gemüsebeet lieber gewesen sei. Und Christiane v. Goethe starb bekanntlich im Jahre 1816.

Es leben in Hapsal noch einige alte Damen, die von den halb verwischten Spuren des alten Pogowitz zu erzählen wissen. Sie, die damals Backfische waren, erinnern sich verschollener Einzelheiten aus den Hapsaler Tagen des gewichtigen und munteren alten Mannes. Er, der sich anfangs mit Unnahbarkeit umgab, entpuppte sich seiner Umgebung bald als ein redseliger Alter, der jedes Gespräch gern auf seinen ersten Herrn, den „berühmten Dichter von Goethe“, lenkte.

Pogowitz war ein Original, stämmig, untersezt, mit durchgewetterten Gesichtszügen, blitzenden, vergnügten Augen, in denen Spott und Schelmerei lauerten. Seine Rätsel, die er aufgab, beunruhigten die Köpfe, weil sie schwer zu lösen waren und er die Lösung häufig selbst vergessen hatte. Erschien er als sonntäglicher Gast in den guten Bürgerfamilien, dann war er sorgfältig gekleidet, und feierlich spielte er wohl den Herrn

Geheimrat. Sofort scharte sich ein Kreis junger Mädchen um ihn, die ihn neckten und in scherzhafter Weise anschwärmten.

Es bekümmerte ihn freilich, daß seine erwachsene Umgebung so auffallend geringes Verständnis für seine persönlichen Goethe-Erinnerungen bekundete. Dagegen fanden seine witzigen Bemerkungen und schnurrigen Reisebeschreibungen dankbare Zuhörer. Als Spasmacher und Freund seltsamer wie kühner Wetten war er in der ganzen Stadt bekannt. Nebenbei war er ein echter Hagestolz. Blumen und „andere Gewächse“ waren ihm lieber als das weibliche Geschlecht. Einmal sollte er mit seinen Späßen doch übertrumpft werden. Ein befreundeter Kaufmann bat ihn zu sich und zeigte ihm mit wichtiger Miene einen Blumentopf, aus dessen Erde ein weißer, dünner Sproß wuchs, der durch einen Flaschenhals geschützt war.

„Bitte, Pogowitz, verraten Sie mir doch, was das für ein merkwürdiges Gewächs ist?“ sagte der Besitzer. Pogowitz beschaute das Gewächs ernsthaft und behauptete großartig: „Das ist ein Spargelstengel!“

„Falsch,“ jubelte der andere, „ein Schweineschwänzchen ist es! Ich habe heute ein Schwein schlachten lassen.“

Da wurde Pogowiz ganz still und entfernte sich beleidigt.

Ende der siebziger Jahre verschied er in Hapsal, fern von seiner Thüringer Heimat. Zwei seiner treuen Freunde, einsame Sonderlinge wie er, setzten ihm ein bescheidenes Totenmal. Noch jahrelang war es in der Stadt bekannt als dasjenige des „alten deutschen Gärtners“, der einst Goethes Gärtnerjunge gewesen war.

V. Bedeutende und berühmte Männer in Hapsal.

Ein graues, altes und unauffälliges Haus in der Wiedemannstraße Nr. 25, geduckt unter niedrigem Dach, erregt durch seine Gedenktafel die Aufmerksamkeit der Fremden.

Wie die Inschrift erzählt, wurde hier Ferdinand Johann Wiedemann, der berühmte, fleißige Sprachforscher, am 30. März 1805 geboren. Die enge Straße, das kleine Haus, der versteckte Garten waren sein Jugendland. Unter einem mächtigen Birnbaum saß der noch nicht schulpflichtige Knabe und bemühte sich, auf die Schiefertafel Buchstaben und Worte aus alten Büchern zu kriecheln.

Als Hapsaler Kreis Schüler war er der aufgeweckteste Kopf auch unter den älteren Mitschülern. Jedes wissenschaftliche Fach begeisterte ihn, so daß er selbständig darin weiter studierte. In jeder technischen Fertigkeit war er Meister, und seine Lehrer sagten von ihm: was er sich vornehme, vollbringe er.

Er war ein frühes Universalgenie. Mit Leidenschaft botanisierte er, und er kannte die Flora seiner Heimat wie der tüchtigste Botaniker. Großes Verständnis für die Forschung der Mundarten seiner engeren und weiteren Heimat entwickelte er in seiner Gymnasialzeit in Reval, von 1819 bis 1821.

Der alte Wiedemann war Gerichtsbeamter in Hapsal und nebenher ein kleiner Schiffsreeder. Für das Universitätsstudium seines Sohnes standen ihm beschränkte Geldmittel zur Verfügung, daher übernahm der junge Wiedemann, wie viele seiner Zeitgenossen in ähnlicher Lage, einen Hauslehrerposten für die nächsten zwei bis drei Jahre.

Nun erst reichte es für das juristische Studium in Dorpat, wo er einige Jahre auch als Sprachgelehrter wirkte. Von 1830 bis 1837 war er Lehrer am Gymnasium in Mitau. Hier vertiefte er sich in den Geist der estnischen Sprache und studierte das finnische Nationalepos „Kalewala“, das 1835, bruchstückweise, erschienen war.

Seine ersten in der Wissenschaft aufsehen-erregenden Arbeiten waren Forschungen über die früheren Sitze der Tschuktschen-Völker (im äußersten Nordosten Sibiriens, im russischen Küstengebiet und im Gebiet Jakutsk) und ihre Sprachverwandtschaft mit den Völkern Mittelhochasiens.

Von Mitau kam er nach Reval als Oberlehrer der griechischen Sprache. Hier erweiterte er seine Sprachforschungen und benutzte geschickt die mündlichen Nachrichten, die ihm fremde Matrosen übermittelten. Im Jahre 1842 vollendete er den „Versuch einer Grammatik der syrjänischen Sprache“. Es folgten: „Versuch einer Grammatik der tscheremissischen Sprache“, darauf: „Grammatik der wotjakischen Sprache“. Mit diesen Arbeiten erwarb er sich einen Preis der russischen Akademie, deren korrespondierendes Mitglied er einige Jahre später wurde.

Wiedemann war nicht bloß als Gelehrter vielseitig, er war es auch im praktischen Leben. Häufig trafen ihn seine Freunde in der Küche, wo er ein gutes Mahl für seine Gäste zubereitete. Die von ihm erfundenen und gekochten Gerichte befriedigten sogar den größten Feinschmecker.

Im Jahre 1857 bekam er einen Ruf an die Kaiserliche Akademie in Petersburg für das Gebiet der finnisch-mongolischen Sprachen. Vor seiner Übersiedlung nach Petersburg und vor Antritt einer großen Forschungsreise besuchte er ein letztes Mal die alte Heimatstadt Hapsal, wo er regelmäßig in den Sommermonaten botanisirt hatte.

Das Haus, in dem er geboren war, hatten die Eltern während seiner letzten Schulzeit verkauft

und waren in eines der gegenüberliegenden Häuser gezogen. Er suchte sein frühes Kinderreich auf, ließ sich von dem fremden Besitzer durch die Räume führen, in den Garten und an seinen Lieblingsplatz unter dem Birnbaum. Da murmelte er:

„Du stehst also auch noch! Wie gut haben mir deine Birnen geschmeckt.“

Es können auch bedeutende Menschen vom Heimweh gepackt werden. So wanderte Wiedemann abschiednehmend durch die stillen, kleinen Straßen.

In den folgenden drei Jahrzehnten lernte ihn Rußland als einen regsamen Gelehrten schätzen, der ein zuverlässiges, wertvolles Material zusammentrug. Seine „Grammatik der ersa-mordwinischen Sprache“ erschien. Darauf ein ausgezeichnetes estnisch-deutsches Wörterbuch und ein Versuch über die estnischen Dialekte. Seine Grammatik der estnischen Sprache umfaßt beinahe siebenhundert Druckseiten. Er veröffentlichte 1871 ein Werk: „Über die Nationalität und die Sprache der jetzt ausgestorbenen Kreewinen in Kurland“. Und war bereits ein hoher Sechziger, als er mit dem fesselnden Buch: „Aus dem inneren und äußeren Leben der Esten“ herauskam. Nach Erscheinen seines Buches über die Flora von Est-

Liv- und Kurland lernte ihn die Öffentlichkeit auch als großen Botaniker kennen.

Eine geradezu wunderbare und erstaunliche Leistung bedeutete die Herausgabe des Neuen Testaments in mehreren sibirischen Sprachen! Da bezeichneten ihn die zeitgenössischen Sprachforscher als Genie.

Zu weiteren Sprachforschungen ermunterte ihn Prinz Louis Lucian Bonaparte in London. In seinem Auftrag besorgte Wiedemann den Druck des Evangeliums Matthäi in zwei Mundarten des Livischen und in zwei Mundarten des Eschermisssischen. Seine Forschungen auf dem Spezialgebiet sind für die Sprachgelehrten, die nach ihm kamen, von hohem Wert gewesen.

Die wissenschaftliche Beschäftigung leitete ihn auf weite beschwerliche und nicht immer gefahrlose Reisen, in Gegenden Rußlands, die kaum die Zivilisation gestreift hatte. Unter anderem in die Gebiete des Wjätkaflusses zu teils noch heidnischen, nomadisierenden Völkern. Er lebte mitten unter ihnen, beobachtete ihre Tage, ihre alten Sitten. So konnte er sich mit ihren Ausdrucksmitteln und Dialekten vollkommen vertraut machen.

Hindernisse oder Hemmungen kannte er bei seinen Forschungen nicht. Mit erstaunlicher Zähig-

keit erstrebte er seine Ziele und erreichte sie fast ausnahmslos glücklich.

Wie viele persönliche Opfer und große Entbehrungen standen aber dahinter!

Der Gelehrte, der zweihundzwanzig Sprachen sprechen konnte und in den Geist jeder einzelnen vollkommen eingedrungen war, zeigte sich stets als anspruchslöser und uneigennütziger Mensch. Er machte seiner Akademie allezeit die bescheidensten Kostenaufstellungen, über die seine Auftraggeber den Kopf schüttelten und seine Begleiter geradezu Unzufriedenheit äußerten.

Jahrelang begnügte er sich mit einfachster Kost, mit Brei und saurer Milch. Fleisch verschmähte er, zumal seine kranken Zähne keine festen Speisen vertrugen.

Schalt ihn seine Umgebung freundschaftlich wegen dieser „strafbaren“ Genügsamkeit, dann antwortete er mit schöner Ruhe:

„Weshalb soll ich einen größeren Geldaufwand verursachen, da ich es billiger genau so gut leisten kann? Mag das von mir ersparte Geld ferneren Forschungen zugute kommen.“

Wie durch ein Zaubermittel erreichte Wiedemann es, überall auf seine Umgebung zu wirken und Vertrauen zu erwecken. Nie tat er unbequeme Fragen; dafür beobachtete er mit viel Ausdauer.

So erklären sich wohl z. T. seine Erfolge auf allen seinen Forschungsreisen. In größeren Gesellschaften war er zurückhaltend und schweigsam. Ahnte er, daß er in einem vornehmen Hause einen wissenschaftlichen Glanzpunkt bilden sollte, dann erschien er bestimmt nicht, denn offene Bewunderung war ihm zuwider. Anaufgefordert sprach er nicht von seinen Forschungen. Einmal traf er in einer Gesellschaft einen jungen russischen Studenten, der mit anspruchsvoller Gebärde unkluge botanische Behauptungen aufstellte. Endlich sagte unser Gelehrter leise:

„Ich glaube, daß ich das besser weiß, denn ich bin Professor der Botanik.“

Wiedemann war von großer, schlanker Gestalt, die einen auffallend kleinen Kopf trug. Aufmerksame Beobachter besiel gelegentlich die heimliche Frage, wie dieser kleine Schädel eine so seltene Fülle des Wissens und großer Gedanken fassen könne!

Am 29. Dezember 1887 schloß dieser eigenartige Mann und vielseitige Gelehrte in Petersburg die Augen. Er hatte noch das bittere Leid erfahren müssen, den einzigen hochbegabten Sohn frühzeitig sterben zu sehen. Seine beiden Töchter sind unverheiratet gestorben, und die Familie ist erloschen.

Wiedemann wurde in Petersburg auf dem Smolenski-Friedhof begraben, dort wo auch Maximilian von Klinger die letzte Ruhestätte gefunden hat.

Die Gräber der Eltern unseres Wiedemann, Johann Gottlieb Wiedemann und seiner Frau, geborenen Lönwig, gestorben 1841 und 1847, befinden sich auf dem Friedhof in Hapsal, im ältesten Teil.

Mit dem Namen des Sprachgelehrten eng verbunden bleibt auch der Name Hapsals. Die Gedenktafel am Geburtshaus formt seinen Namen ohne „e“ nach estnischer Auslegung. Sein Vater war deutscher, die Mutter schwedischer Abstammung.

Gedenktafeln können ihre Geschichte haben. Die erste Gedenktafel und in deutscher Abfassung am Wiedemann-Haus in Hapsal ließen Studenten seiner Dorpater Verbindung anbringen. Mit der Russifizierung wurde die Tafel durch eine andere mit russischer Inschrift ersetzt. Als die deutschen Truppen nach Hapsal kamen und im Wiedemannschen Hause Quartier bezogen, bemalte die Tochter des Gelehrten, Fräulein Marie Wiedemann in Ober-Pahlen, eine schlichte Holztafel mit dem nötigen Text, deutsch. Eine Russin wurde darauf Bewohnerin des Hauses, eine Deutschfeindin. Sie entfernte die Tafel und verbrannte sie unter der

Begründung: sie habe Angst, die Russen könnten der deutschen Gedenktafel wegen das Haus anzünden.

Vor einigen Jahren wurde am Wiedemann-Hause eine Marmortafel mit estnischem Text im Auftrage des Verschönerungsvereins angebracht. Die Straße hieß in russischer Zeit Peter des Großen-Straße, darauf wurde sie in Ritterstraße umgetauft, und seit 1926 heißt sie Wiedemannstraße.

*

In den Anlagen der städtischen Badeanstalt — früheren Bergfeldtschen Anstalt — ruht auf schlichtem Steinblock eine Bronzestatue. Sie stellt dar einen charaktervollen Männerkopf mit gütigem, klugen Gesichtsausdruck. Es ist Dr. Karl Abraham v. Hunnius, der Gründer des Schlammbades Hapsal.

Dankespflicht und treues Erinnern errichteten dieses Denkmal, das in den Junitagen 1930 hier seinen Platz fand. Bis dahin war es im Kurhaus-saal nicht sehr glücklich aufgestellt gewesen.

Unser Hapsal lag bis zum Jahre 1842 noch als ein schlummerndes Städtchen. Sein Ruf als Seebadeort reichte nicht sehr weit.

Mit dem Auftauchen des jungen Badearztes Hunnius, der im Jahre 1821 aus Reval nach

Sapsal kam, belebte sich die stille Welt hier etwas, doch ein Aufblühen war es noch lange nicht *).

Nicht unbemerkt blieben dem jungen Arzt die Sorgen der Menschen hier, und er litt mit ihnen. Denn er war nicht bloß ihr leiblicher Arzt, sondern auch ihr Freund und Helfer. Er schrieb kleine Abhandlungen über den bescheidenen Seebadeort und wußte es einzurichten, daß sie auch in Petersburg gelesen wurden.

Die täglichen Pflichtengänge führten den Arzt häufig zum Holm, unter die ärmlichen Dächer von Fischerfamilien. Auf einem dieser Gänge beobachtete er einen alten Fischer, der die entblößten Beine in ein von der Sonne durchwärmtes Schlammloch steckte.

„Was tust du da?“ forschte Hunnius. Und erhielt als Antwort von dem Alten die Erklärung, daß er rheumatisches Reiben habe und daß ihm der warme Meeresschlamm merkliche Erleichterung bereite.

Hunnius lachte nicht über diesen Alten. Er sammelte den Schlamm und ließ ihn auf etwaige Heilkräfte untersuchen. Da wurde es ihm offenbar: der alte Mann hatte nicht übertrieben, und der

*) Hunnius war ein Nachkomme des bekannten Professors der Theologie, Agidius Hunnius in Marburg, der im 16. Jahrhundert für die lutherische Lehre kämpfte.

Meeresschlamm enthielt tatsächlich verborgene Heilkräfte. Bald konnte Hunnius das erste Schlammbad — es war im Jahre 1825 — in der Badeanstalt verschreiben. Und zwar wagte er die Kur an einem kranken Verwandten. Es folgten dann einige russische Soldaten der Hapsalschen kleinen Garnison. Die Erfolge waren überraschend, und die Badeanstalt, die bis dahin nur zwei Baderzellen für Schlammkuren eingerichtet hatte, konnte vergrößert werden. Hapsal war mit einem Male als Schlammadeort berühmt geworden. Eine zweite Badeanstalt wurde gebaut.

Nicht Legende ist es, daß einige Kranke auf Krücken in die Stadt kamen und nach ihrer Schlammkur geheilt oder gebessert abreisen konnten. Die Krücken ließen sie zurück; sie wurden in der Bergfeldtschen Badeanstalt eine Zeitlang als Erinnerungsstücke aufbewahrt.

Nach reicher Erfahrung und genauer Beobachtung formte Hunnius den Ausspruch, daß der richtig angewandte Meeresschlamm bestimmte Leiden heilen könne, daß er bei falscher Anwendung aber eine ebenso schwere Schädigung der Gesundheit bedeute.

Drei Jahrzehnte wirkte Hunnius in Hapsal. Er genoß die Freude zu sehen, wie der Badeort mit jedem Jahr eine zunehmende Fremdenzahl nach

Hapsal zog. Beide Badeanstalten mußten vergrößert werden.

Der Gründer des Schlamm-bades wurde zum Staatsrat ernannt und geadelt. Am 28. April 1851 hatte er sein Erdenziel erreicht, erst vierundfünfzigjährig. Es trauerten Hunderte aufrichtig um ihn und schritten hinter seinem Sarge. Ein engerer Freundeskreis ließ ihm auf dem Friedhof in Hapsal ein eindrucksvolles Totenmal errichten.

Zu seinen nächsten Freunden hatte der Theologie-Professor Theodosius Harnack in Dorpat gezählt, der Vater von Adolf Harnack. Am 19. Mai 1851 schrieb Harnack an Frau v. Hunnius, das Freundschaftsbündnis mit ihrem Manne sei noch jung gewesen, und er selbst habe noch viel Segen und Freude für sich daraus erhofft.

„Ich glaubte sicher, daß unserem teuren und vielgeliebten Hunnius, den der Herr zu so reichem leiblichen und geistlichen Segen für Tausende gesetzt, den er noch vor kurzem mit doppelter Vaterfreude erfreut, und dem er zugleich auch neue Vaterpflichten auferlegt hatte, daß ihm noch ein langes Leben und Wirken beschieden sei. Nun aber hat es der Herr anders gewollt und getan und zwar nach seiner lauterer Liebe und Gnade, die sich gerade dem treuesten erweist in den

schmerzlichsten Fügungen. Er hat ihn zum Segen, Halt und Trost gesetzt, wie nur wenige für sein Haus, seine Familie, seine Freundschaft, zum Segen für Tausende von Armen, Bedrängten und Kranken und Leidenden, denen er Leibes- und Seelenarzt zugleich gewesen.

..... Je seltener im Leben diese christlichen und männlichen Erscheinungen sind, wie die unseres seligen Bruders Sunnius, in welchem auf so wunderbare Weise das Christ sein und Mana sein und Arzt sein so lebendig verbunden waren, so aus einem Guß gegossen, daß man immer mit neuer Freude und Liebe zur Stärkung und zum Ansporn für eigenes Glauben und Leben auf ihn hinblicken mußte, und daß man Ihnen recht geben mußte, wenn er Ihnen in gutem Sinn Ihr Stolz und Ihre Ehre und Krone war. — Um so tief-schmerzlicher und unerseßlich ist uns allen und muß Ihnen besonders ein solcher Verlust sein, um so unausfüllbarer die große Lücke, die dadurch entstanden, und um so schwerer und wehetuender das Kreuz und die Trübsal, die damit Ihnen und Ihren Kindern bereitet ist von dem Herrn.

Ach, daß ich bei Ihnen sein könnte und mit Ihnen auch mein Herz ausweinen könnte über den Verlust eines solchen Freundes, den mein Herz wie wenige verehrte und liebte“

Der älteste Sohn des Verstorbenen, unter 13 Geschwistern, Karl Arthur v. Hunnius, beendete gerade beim Tode des Vaters seine medizinischen Studien in Dorpat. Dieses Ereignis berührten die folgenden Zeilen von Harnack:

„Am vorigen Donnerstag wohnte ich der Doktorpromotion Ihres ältesten Sohnes bei, der nun auch den nächsten Beruf hat, Ihr und seiner Geschwister Schützer zu sein. Es war mir etwas wehmütig ums Herz. Er machte zwar seine Sache sehr gut trotz der schweren Prüfung, mit der der Herr ihn heimgesucht hat, aber eben der Gedanke an diesen, an den Verlust seines Vaters, der ihm nun gerade mit seiner ganzen Tätigkeit, Einsicht und Erfahrung zur Seite gestanden hätte, legte einen schwarzen Flor über die ganze Feier, bei der u. a. Professor Walter das Andenken des heimgegangenen Vaters und Freundes erneuerte und den Sohn aufforderte, in die Fußtapfen des Vaters zu treten . . .“

Karl Arthur v. Hunnius wurde seines Vaters Nachfolger. Während der zweiundvierzig Jahre, in denen er in Hapsal Arzt war, strahlte die Sonne über dem Kurort. Als er am 5. Mai 1893 die Augen schloß, hieß es auch von ihm, daß er unendlich viel für das Badeleben in Hapsal geleistet hatte.

Zu gleicher Zeit war Dr. Rinne Badearzt. Es hieß von ihm, daß er seine Patientinnen durch eine komische Verbtheit geradezu erschreckte. In seine Sorge eingeschlossen war die Verschönerung der Stadt und ihrer Anlagen. Da entstanden auf der Großen Promenade eine Trinkhalle und ein Wandelgang nach den Vorbildern berühmter ausländischer Badeorte. Die Aufmerksamkeit der angesehensten Familien des russischen Adels war von neuem auf Hapsal gelenkt, und sie zogen es weltberühmten, glanzvollen Kurorten vor. —

*

Einen bleibenden Platz in der neueren Geschichte Hapsals hat Carl Rußwurm. Sein Name als der eines großen Unterrichtskünstlers und vielseitig gebildeten, erfahrenen Kreischulpädagogen klingt über seinen Tod fort. Unter seiner Leitung nahm die Hapsalsche Kreischule einen großartigen Aufschwung, sie erlangte sogar einigen Ruf, und mehrere der Schüler wurden in ihrem späteren Leben angesehene und berühmte Männer.

Diese alten Kreisschulen waren, wie U. Behrfing übermittelt, „einer der glücklichsten Schultypen, die unsere Heimat gehabt hat“. Sie waren für die Weiterbildung und für das spätere Leben die denkbar besten Vorbereitungsstätten.

Carl Ruzwurm war Schleswig-Holsteiner. Wie so viele junge deutsche Schulmänner vor ihm war auch er als Hauslehrer auf ein Gut nach Estland gekommen. Man schätzte hier von jeher diese zuverlässigen, durchgebildeten und freundlichen Jugenderzieher, die Deutschland schickte, und die mit einem springlebendigen Geist ihre Aufgaben zu Ende führten. Das kleine Land hat manchen von ihnen zurückgehalten. Auch Ruzwurm blieb bis an sein Lebensende in Estland.

In Hapsal, wo er im Jahre 1841 eintraf, hat er über ein Vierteljahrhundert als Lehrer und Schulinspektor gewirkt. Seine Schüler entwickelten sich zu ausgesprochenen Rechenkünstlern, die geschickt die schwierigsten Rechenaufgaben im Kopf lösen und sogar sechsstellige Zahlen miteinander multiplizieren konnten. Bezog einer von ihnen eine andere Lehranstalt, dann erregte er bestimmt das Erstaunen der Lehrer durch seine Rechenkunst.

Als einmal der Fürst Suworow in Hapsal als Sommergast weilte, besuchte er aus Langweile eine Rechenstunde, die Ruzwurm gab. Der Fürst war förmlich erschreckt über die schwierigen Kopfrechenaufgaben, die von sämtlichen Schülern rasch und richtig gelöst wurden. Sein Ausspruch lautete nachher in großer Gesellschaft: „Gott sei Dank,

daß ich nicht auf der Schulbank sitzen mußte. Ich hätte bestimmt nicht eine Aufgabe lösen können!’

Ein strenger Lehrer, der nur mit einer Amtsmiene vor seine Schüler trat, ist Rußwurm nicht gewesen. Er suchte zunächst die freundschaftliche Seite im Umgang mit der Jugend, daher erklärten sich seine Beliebtheit und Wertschätzung.

Schulfeste sollten das graue Schulallerlei unterbrechen. Die von Rußwurm veranstalteten Schulfeste waren ebenso geistreich wie drollig erdonnen und ausgeführt. Die einfachen Mittel, mit denen man sich behelfen mußte, bedeuteten Späße für sich. Da sah man einmal den Herrn Schulinspektor in der geliebten Toilette einer Lehrersfrau die „Gouvernante“ von Körner spielen. Ein andermal wurde „Die Bürgschaft“ von Schiller gegeben, bei der sein Sohn Johannes, wie er selbst erzählte, an einer mit Wasser gefüllten Seemaschine die Quelle vorstellte „und ein Schüler den Mörös oder Damon verkörperte und sich an meinem Wasser erlabte“. Der Vers:

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten — —

„wurde in der Weise dargestellt, daß ein Schüler mit einem Strahlenkranz aus Goldpapier und mit

einem grünen Birkenzweig, durch den er hindurch guckte, die Sonne darstellte und aus einem Farben-eimer mit einem riesigen, an einem Stock befestigten Malerpinsel auf zwei mit Goldpapier beklebten Fußmatten herummalte“

Geistvoll sich zu behelfen und geschickt einzu-richten, war eine eigene Stärke unseres tüchtigen Schulmannes. Seine glücklichen Einfälle und seine überraschende Erfindungsgabe könne er sich patentieren lassen, so behauptete der Freundeskreis. Herrschte Hochsaison im Städtchen, und die Mietpreise kletterten in die Höhe, so vermietete Rußwurm alle irgendwie entbehrlichen Räumlichkeiten seines Heims und zog mit allen seinen Lieben in zwei Puppenstübchen im Dachgeschoß des Hauses. Und auch dort war seine Feder fleißig. Gelegentlich vollbrachte er das Kunststück, mit einem sehr mageren Geldtäschchen eine Reise nach Deutschland zu unternehmen: Einige hübsche Trachtenstücke der Schwedinnen wurden eingepackt, mit auf die Reise genommen und an deutsche Museen verkauft. Schmunzelnd und schäzgebeladen kehrte Rußwurm wieder nach Hapsal zurück.

Ein helles Licht hat er in die verworrene und vergrabene Geschichte Hapsals und der Wieß getragen. Mit Leidenschaft war er Geschichts-

forscher und Schriftsteller, der auch nach außen hin schöne Erfolge erlebte. Sein Werk „Eibofolke *)“ fand in Schweden begeisterte Aufnahme und machte ihn in schwedischen Gelehrtenkreisen berühmt. Man bezeichnete dieses Buch als eines der brauchbarsten und erschöpfendsten und das erste aufschlußreiche Werk über die schwedische Bevölkerung auf den estnischen Inseln und an der estnischen Küste. Der deutschen Geschichtsforschung hier oben hat es wesentlich gedient. Anerkennende Zuschriften schickten auch deutsche Gelehrte.

Heute ist es allerdings in einigen Ausführungen überholt, aber in seiner ursprünglichen Anlage noch jetzt ein wertvolles Geschichtswerk und reich an Quellen.

Einen großen Kreis von Mitarbeiterinnen und Mittheilerinnen hatte Rußwurm unter den Gutsherrinnen und Pfarrersfrauen im Lande gewonnen, die ihm mündliche Überlieferungen, Quellen, Stoff und Anregungen vermittelten. Er unternahm Studienreisen nach Stockholm und Upsala und mühselige Fahrten auf die abgelegenen Inseln der Wieß, wo er alte Fischerhütten besuchte, die

*) „Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Estlands und auf Runö. Eine historische, ethnographische Untersuchung von C. Rußwurm, Reval 1855.“

Bewohner aushorchte nach teils verschollenen Liedern, Sprüchen, Sagen, nach ihrem Aberglauben und ihren Bräuchen. Er zeichnete ihre Trachten ab, ihre Werkzeuge, ihren Hausrat und entdeckte noch Werte in unbeachteten Dingen. So ließ er sich in der Vorrede zum Eibofolke aus:

„Das Allgemeine erkennt man nur im Besonderen. Je spezieller, sorgfältiger und treuer die Darstellung besonderer Verhältnisse ist, umsomehr wird auch unsere Kenntnis des Allgemeinen wachsen..“

Zahlreiche Ehren und Auszeichnungen gingen über ihn dahin. Der König von Schweden verlieh ihm das Ritterkreuz des Wasa-Ordens. Die Universität Upsala ernannte ihn zum Ehrendoktor. Eine Zeitlang war er Mitarbeiter des „Stockholmer Dagbladets“. Es folgten Auszeichnungen aus Rußland. Sein Werk wurde preisgekrönt von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Zahlreiche deutsche Fürsten schickten Anerkennungs-schreiben.

Da wurde durch das Werk Rußwurms der Name Hapsals von neuem in einen bemerkenswerten Rahmen gehoben. Schwedische Gelehrte besuchten die Stadt und ihren angesehenen Bewohner.

Wenn sich noch jetzt alljährlich im Sommer Geschichtsforscher aus Schweden auf die estnischen Inseln begeben, um Studien zu treiben, so ist das größtenteils auf die Vorarbeiten und Veröffentlichungen von Carl Rußwurm zurückzuführen.

Diesen fleißigen Forscher mußte begreiflicherweise auch die geschichtliche Vergangenheit der Hapsaler Schloßruine reizen. Er verfolgte die weit verästelten Spuren, die verstreuten Aufzeichnungen und Veröffentlichungen und schrieb ein wertvolles Buch: „Das Schloß zu Hapsal“.

Als dieses Werk an den Zarenhof kam, zeichnete man den Verfasser aus, billigte ihm ein Stipendium für seinen Sohn auf fünfzehn Jahre zu und verschaffte ihm persönliche Erleichterungen für die Zukunft.

Mit Wiedemann war Carl Rußwurm innig befreundet. Beide Männer unternahmen regelmäßig gemeinsame Ausflüge, auf denen sie fleißig botanisirten und geschichtliche Gespräche führten.

Für Rußwurms Arbeiten, ganz besonders für die „Nordischen Sagen“ — 1842 erschienen — bekundeten die beiden Brüder Grimm ein lebendiges Interesse.

Ein Zweig ihrer eigenen Forschung waren ja die deutschen Sagen und Märchen. Die

Brüder schrieben Rußwurm anerkennende Worte, die ihn sehr beglückten.

Im Jahre 1869 verlor Rußwurm die Lebensgefährtin. Der Aufenthalt in Hapsal war ihm nun verleidet.

Er übersiedelte nach Reval, wo er von 1873 an als außeretatmäßiger Stadtarchivar mit einem Jahresgehalt von 300 Rubeln wirkte. Gleichzeitig war er Archivar der Ritterschaft mit den gleichen Bezügen. Das erste Amt gab er nach etwa drei Jahren auf, da die Ritterschaft von ihm mehr Arbeit verlangte und sein Gehalt auf 500 Rubel erhöhte. Am 16. Januar 1883 ist Rußwurm in Reval verschieden und auf dem Friedhof zu Ziegelstöppel beigesetzt worden. — Fern seiner deutschen Heimerde.

*

In der munteren Musikmuschel auf der Großen Promenade haben schon viele Musikkapellen gespielt. Jeder der Dirigenten, die dort in den letzten Jahrzehnten den Taktstock geführt haben, betrachtete es als besondere Aufmerksamkeit den Hapsalitern und den Fremden gegenüber, einmal wenigstens in der Kurzeit Tschaikowskys „Erinnerungen an Hapsal“ — „Souvenir de Hapsal“ — spielen zu lassen.

So ist es bis in die Gegenwart geblieben. Wenn die Saison schon ihrem Ende sich zuneigt und heimliches Abschiedsweh sich über die Gemüter tiefveranlagter Menschen dahinschwingt, dann klingen Tschaikowskys „Erinnerungen an Hapsal“ auf.

Dann hebt regelmäßig ein lebendiges Fragen an, das hüpfst von Stuhl zu Stuhl, durch alle Bankreihen:

Tschaikowsky? — Erinnerungen an Hapsal?
Ist er denn in Hapsal gewesen?
Wann war das?
In welchem Hause hat er gelebt? ...

Die Fragen bleiben in der Luft hängen.

Man hat es in Hapsal längst vergessen, wo Rußlands großer, berühmter Länddichter seine Sommerwohnung genommen hatte. Mit den mündlichen Überlieferungen der alten Menschen im Städtchen ist es von je eine unsichere Angelegenheit gewesen. Und Gedenktafeln, die von bemerkenswerten Besuchen einer späteren Zeit erzählen könnten, die fehlen in Hapsal — bis auf die Wiedemann-Tafel — gänzlich.

Über Fragen und Vermuten schweben dann jedesmal die anmutigen, von romantischer Wehmut

durchzitterten Tonweisen Tschaikowskys hinweg. Sie sind nicht immer neu und eigenartig gegeben, diese Themen — aber ihre weichen Melodien umschmeicheln die Ohren, und sie sind endlich — Souvenir de Hapsal.

Tschaikowsky zergliederte diese Komposition — op. 2 — für Klavier in drei Teile: 1. Ruines d'un Château; 2. Scherzo; 3. Chant sans paroles in F dur. Wie lieb waren ihm selbst diese Tonschöpfungen. Sie bedeuteten eigene Erinnerungen an stille, frohe Sommertage.

Und sie wurden berühmt, die Souvenir de Hapsal. Tschaikowsky bearbeitete sie später für Orchester und dirigierte sie auch in deutschen Städten.

Da mag mancher seiner entzückten Lauscher nach irgendwelchen Geheimnissen oder großen Geschehnissen gefragt haben, die sich an den Namen der fernen kleinen Stadt im Norden knüpften.

Es war der Sommer 1867, den Peter Iljitsch Tschaikowsky in Hapsal verlebte.

Der junge Lehrer am Moskauer Konservatorium verfügte über beschränkte Geldmittel, so daß ihm der bescheidene Badeort an der Wieh für einen Sommeraufenthalt willkommen war. Hier konnte er sich wohlfeil und nach eigenem

Belieben einrichten, er fand hier auch sonst alles, wonach sein Sehnen ging: Ruhe für seine Arbeit, Erholung und Zerstreuung, wenn er sie suchte.

Ihn begleiteten seine jüngeren Brüder Anatol und Modest, Zwillinge, von denen der letztere ihm besonders ans Herz gewachsen war.

Unser Komponist, zu dieser Zeit noch unberühmt, erweckte keinen pfleglichen Eindruck. Die Kleidung hing ihm zu weit und schlecht geschnitten am Körper. Sie stammte aus dem Garderobenschrank seines Vönners und einstigen Lehrers Nikola Rubinstein, wurde aber mit Dank getragen, denn die Einkünfte reichten vorläufig für größere Anschaffungen nicht aus.

Die drei Tschaikowskys wählten sich ihr Sommerheim in Hapsal in einem versteckten Gartenhaus. — Nach einer Mitteilung sei es ein Grundstück des heutigen Hauses Mere tän. Nr. 13 gewesen. Doch fehlen die Belege dafür. Modest, der umsichtige, geschäftstüchtige gute Hausgeist, selbst erst siebzehn Jahre alt, betreute die beiden Brüder, besorgte die Einkäufe und kochte mitunter die Lieblingsgerichte des älteren, genialen Bruders: Kohlsuppe und Buchweizenbrei. Er führte auch die Kasse, denn Peter Iljitsch verstand weder das Geld einzuteilen, noch mit Geschick aus-

zugeben. Er verschenkte oft mehr als er durfte und litt dann selbst Noth.

Die Hapsalschen Almosenempfänger hatten die Schwäche des gutmütigen russischen Herrn bald herausgefunden, der keine bittend ausgestreckte Hand unbeschenkt lassen konnte, und wo er auftauchte, da folgten sie ihm. Namentlich Kinder umscharten ihn, was er recht gern sah, denn er war ein Kinderfreund.

Den Bewohnern von Hapsal fiel er durch nichts auf. Es war keine Spur von Ueberspanntheit oder Anmaßung an ihm, wie sie junge Künstler oft zeigen. Er war still und zurückhaltend, dabei stets freundlich und gefällig.

Es ging ein tiefer Zauber von ihm aus, dem so leicht keiner widerstehen konnte, erklärte sein treuer Lebensbeschreiber Knorr. Und sein Freund Laroche betonte, daß er über alle Maßen gut gewesen sei:

„In ihm lebte nicht allein die Güte, die jedermann ins Auge fällt, sondern diejenige, die niemand ahnt. Er verbreitete Wärme, Licht und Freude.“

Seine Gesichtszüge waren ebenmäßig und weich. Strahlende Lichter standen in den Augen, die bald in Frohsinn und Schelmerei aufblitzten, bald von Versonnenheit und tiefer Trauer um-

schattet waren. Er war mittelgroß, hielt sich aufrecht, der echte großrussische Einschlag.

„Nichts Wildes, Ungezügeltes oder Abenteuerliches war an ihm,“ erzählte ein anderer seiner Freunde.

27a.

So erlebten die Hapsaliter den siebenundzwanzigjährigen Künstler, der zuvor sein erstes größeres Werk, die G-Moll-Sinfonie, komponiert hatte.

Eine schöne Ruhe breitete sich allmählich über ihn aus, ein stilles Sichzufriedenfühlen war in seinem Ausdruck. Den ungeliebten Staatsdienst, für den ihn der Vater bestimmt, hatte er aufgegeben. Die Kunst trug ihm schon Brot ein.

Zwar waren schöpferischer Geist und starke Energie durch vielerlei Hemmungen noch gebunden. Ihn quälten auch die siebenundzwanzig Unterrichtsstunden, die er wöchentlich an dem jungen Konservatorium von Rubinstein erteilen mußte. Doch die Laufbahn des Künstlers lag jetzt nicht mehr ungeklärt vor ihm.

In der ländlichen Einsamkeit Hapsals, die Tschaikowsky sehr liebte, schrieb er fleißig an seiner Oper: „Der Woivode“ (der Heerführer) und verließ tagelang sein Arbeitszimmer nicht. Der gute Modest bewachte den Gartenwinkel und hielt jede Störung von außen fern.

Es kamen dann wieder Tage, an denen die Brüder weite Ausflüge unternahmen, und Peter Sjitsch den Bäumen im Walde und den Steinen am Meeresstrand die neuen Melodien vortrug. Als der Sommer in den Herbst hinüberfloß, war die Oper vollendet, und man reiste zurück nach Moskau.

Ob Tschaikowsky einen zweiten Sommeraufenthalt in Hapsal genommen hat, läßt sich nicht feststellen. Wie Modest erzählte, hat er aber oft Sehnsucht nach der lieben Stadt gehabt.

Damit wäre der Abschnitt: Tschaikowsky in Hapsal — beendet. Eine Beschreibung seines Lebens gehört in einen anderen Rahmen. Vielleicht ist es dennoch nicht unangebracht, einige Fäden zu berühren, die sich von Hapsal aus weitergesponnen haben.

„Der Woiwode“ fand nicht Rubinsteins Beifall, er übernahm vorläufig nur den „Tanz der Mägde“ als Orchesternummer. Als zwei Jahre später die Oper, gestutzt und verändert in Moskau aufgeführt wurde, war der Komponist tief unglücklich und mit seinem Werk unzufrieden. Er warf die Partitur ins Feuer.

Modest blieb fernerhin der Beschützer des älteren Bruders. Nach dessen unglücklich ausklingender, kurzer Ehe — 1877 — über die er schrieb:

„meine Seele hat Wunden empfangen, von denen ich mich wohl niemals wieder erholen werde — es ist etwas in mir gebrochen —“ verließ Modest den Bruder überhaupt nicht mehr. Denn der berühmte Komponist war in allen praktischen Fragen unerfahren und sorglos wie ein gutes Kind.

In Modests Petersburger Heim ist er am 27. Oktober 1893 an der Cholera gestorben.

*

Einen anderen berühmten Mann hat Hapsal ebenfalls angezogen. Es war der Polarforscher Eduard Baron von Toll. Als er im Sommer 1887 Hapsal aufsuchte, lagen schon zwei große Forschungsreisen hinter ihm. Die letzte Reise hatte er im Auftrage der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft mit Alexander Bunge nach den Neusibirischen Inseln unternommen. Eine frühere Reise hatte ihn nach Algerien und den Balearen geführt.

In Hapsal hoffte Toll sich von seinen Strapazen zu erholen und für spätere Forschungsreisen vorbereiten zu können. Er wählte diesen kleinen Badeort, denn er war ein Teil seiner estländischen Heimat.

Der berühmte Forscher lebte in einer bescheidenen Sommerwohnung des Hauses Karrisstraße 19.

Seine Hausgenossen bemerkten den schweigsamen, fast menschen scheuen Mitbewohner kaum. Er verließ regelmäßig in der Morgenfrühe das Haus und fuhr mit seinem Boot einsam hinaus auf das Meer. Bücher, Karten und allerlei räthselhafte Instrumente begleiteten ihn.

Als sich einmal der halberwachsene Sohn seiner Wirthe bescheiden nach dem Inhalt der Bücher und Karten erkundigte, lächelte Toll und schlug die Bücher auf. Es waren mineralogische und geographische Werke, von ihm fleißig mit Randbemerkungen und Zusätzen versehen.

„Ich hoffe, noch manche Forschungsreise zu unternehmen, und dazu sind mir diese Veröffentlichungen von Wert.“

In Gesellschaft erschien Toll nie. War er nicht auf dem Meer, so saß er zeichnend und lesend, auch Nächte hindurch vor seinem schlichten Schreibtisch.

Drei Jahre darauf leitete er eine große Expedition in die nördlichen Striche des Jakutskischen Gebietes, verbunden mit einer Polarfahrt längs der sibirischen Küste zur Taimyr-Halbinsel. Von hier zog er nach der Überwinterung im zweiten Jahre bis zu den Neusibirischen Inseln, um von dort eine Forschungsreise nach den Bennetinseln zu unternehmen.

Von dieser Reise ist er nicht zurückgekehrt.

Leutnant Kolttschak zog mit einer Hilfsexpedition aus, fand aber nur einen von Baron Toll im November 1903 niedergeschriebenen Bericht, in dem es hieß, daß er über das Eis nach Süden ziehen wolle.

Jede Spur von ihm blieb verschollen.

*

In die Ruhe der abgelegenen kleinen Stadt flüchtete sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein lebenswunder Wanderer, Nicolai Graf Rehbinder. Um ihn war viel heimlich Zerbrochenes und Rätseltiefes. Ein Schönggeist, ein Dichter, ein großer, edler Mensch und doch eine innerlich zerrissene Natur, die es nicht einen einzigen Tag unternahm, die ungunstigen Forderungen des Lebens zu besiegen. Immer fühlte sich Rehbinder wie ein an der sonnenlosen Seite Geborener. Und er war es in der Tat. Früh aus seinem Beruf als Marineoffizier geschieden, fand er keinen Ersatz, denn das Amt eines Zolldirektors in Hapsal trug ihm nicht viel ein. Er hatte Frau und Kinder. Und die Sorge um die bittersten Lebensnotwendigkeiten verließ nicht seine Schwelle.

Er hatte hundert verwundbare Stellen; seine Empfindlichkeit grenzte schon an Selbstpein — ur-

teilten seine Bekannten. Dennoch suchten sie seine Nähe, denn er war ein vielseitiger, kunstfönniger Kopf, ein wahrhaft vornehmer Charakter, dem man viele Anregungen verdankte.

Ein Erwecker des geistigen Lebens in Hapsal ist Reh binder zu dieser Zeit gewesen. Die von ihm gegründeten literarisch-philosophischen Herrenabende, an denen gelesen und über das Gelesene gesprochen wurde, fanden Beifall. Mehr wie ein angesehenener Petersburger besuchte aus diesem Grunde Hapsal und verlängerte gar seinen Kur aufenthalt. Häufig griff Reh binder ein Thema auf und behandelte es in einem glänzenden Vortrag. Dann erloschen für Minuten Schwermut und Verbissenheit in seinen blassen Zügen.

Eifrige Mitglieder der Leseabende im Reh binderschen Hause waren Karl Ruschwurm und Dr. Karl v. Hunnius. Da einige andere Teilnehmer ebenfalls Karl hießen, wurden die Zusammenkünfte schlankweg Karls-Abende genannt.

Die ruhelos über einsame Wege wandelnde elegante Gestalt Reh binders, seine versönnenen und verbitterten Züge kannten alle Hapsaliter. Nur von seiner leidzerfaserten Seele ahnten sie nichts. Nichts von seinen unglückseligen Zweifeln:

Bin ich ein Dichter, den die Musen lieben?
Oder nur ein Irrender, ein Selbsttäuscher? In

ähnlichen Stimmungen brach es aus ihm hervor
und wurde erlebte Dichtung:

Wie nichtig Lebens Lust und Leid
Und wie so bitter doch der Tod! —
Wie kurz des Lebens flücht'ge Zeit!
Wie lang die Lebensnot!

Und nichts als Elend, Falschheit, Lug!
So schwer mein Herz, so wüßt mein Haupt!
Der Reichtum, den ich in mir trug,
Zernichtet und geraubt; — — —

Von der Schwermut kam er nicht los. Nichts
Frohes lag vor ihm. Nichts Frohes schloß ihm
Vergangenes ein. Es riß soviel an seinen Nerven.

Ich schrei' zum mächtigen Himmel hinan,
Stumm bleibt er meinen Schmerzen! —
Ich klopf' ans Herz der Menschen an —
Stumm bleiben ihre Herzen!

Mein ganzes Sein erschrickt und bebt —
Im Hirn des Fiebers Glut:
Weh' mir, ich habe nie gelebt
Und doch muß ich verbluten! —

Vorahnungen seines traurigen Endes ließen
ihn dichten:

Ich starre bleichen Angesichts
Der Zukunft, der toten, entgegen,
Die näher, ein Gespenst, mir schwebt,

Das Letzte für mich zu werben:
Weh' mir, ich habe nie gelebt,
Und muß doch sterben, sterben!

Wie alle Balten, hing auch Rehbinder mit heißem Herzen an seiner Heimat. Hier hatte er ein Fortkommen ersehnt. Als sich ihm i. J. 1867 eine besser bezahlte Stellung in Reval bot, verließ er Sapsal, das ihm lieb geworden war und ihm zweimal Aufenthalt geboten hatte. Bewohnt hatte hier die Familie ein eigenes Haus an der See-straße Nr. 14. Zwei kleinere Häuser waren ebenfalls ihr Eigentum. In Reval hellten sich Rehbinders äußere Verhältnisse ein wenig auf. Da brach ein altes Nervenleiden bei ihm aus. Nach schwerer Operation trat Siechtum ein und endlich der Tod am 31. August 1876 in seinem 54. Lebensjahre. Er starb in Dorpat und ist dort auch begraben.

In seinem wundervollen Schwanenlied hat er weinend gesungen:

Das Schicksal hat mir nicht gegeben
Des Lebens Glück, den reichen Sang.
Es gab mir nur das Dichterleben:
Getäuschtes Sehnen, Not und Drang!
Es gab das Erbteil mir der Sänger:
Auf Erden nie ein Morgenrot —
Nur Nebelgrau'n, nur kalte Dränger,
Dann früh und still — den Dichtertod.

Gedichte, Dramen und Skizzen, 3. T. in Hapsal entstanden, erschienen von ihm. Seine „Baltischen Musenalmanachs“ und das „Baltische Album“ fanden treue Freunde.

Die älteste Tochter Graf Rehbinders, Julie, ging als mutiger Mensch mit schwiegender Seele ihren Lebensweg. Sie heiratete in Deutschland einen Pfarrer Schlosser. Ihre Tochter Julie Schlosser schildert in ihrem mit warmem Gefühl geschriebenen Buch „Aus dem Leben meiner Mutter“ *) auch die schweren Tage ihres Großvaters Rehbinder.

*) Erschienen im Furche-Verlag, Berlin, 1923.

VI. Gapsaler Künstler.

Am Ausgang der Großen Promenade, bei dem Bibliothekhäuschen, in schattigen Anlagen — dem ehemaligen Nikolai-Park, steht das Denkmal des Tonsehöpfers Rudolf Tobias. In schlichter Feierlichkeit trägt der Steinaufbau aus Ölschem Marmor die Bronzebüste. Sie zeigt durchgeistigte Züge und eine weit zurückliegende Stirn. Am Augen und Kinn ruht jener geheimnistiefe Zug, der ein Loslösen aller Erdgebundenheit bedeutet.

Die den Künstler im Leben gekannt haben, betonen die große Treue in der Wiedergabe von jedem seiner Züge.

Der Stein trägt die Inschrift:

Helilooja

Rud. Tobias

* 17. mail 1873

† 29. okt. 1918

*

Im Küsterhaus in Keinis auf Dago wurde Rudolf Tobias geboren, das zweite Kind unter dreizehn Geschwistern.

Die nordisch eintönigen Küstenbänder seiner Heimat, die grün gerahmte Insel und das Wiegen und Glizern der Meereswellen haben in die Knabenseele schon das tiefe Wunder gesenkt, so daß sie klingen und jauchzen mußte.

Auf der Orgelbank neben dem Vater im Inselkirchlein hat schon der Sechsjährige gefessen und hat mit ihm vierhändig gespielt. Musik war seine heiße, inbrünstige Leidenschaft, und wenn die Geschwister ihre Spiele trieben, verbarg er sich in einem Winkel, summt Melodien, die er selbst erlebte, denn sie quollen ihm aus geheimnisvoller Tiefe.

Von diesen feierlichen Erlebnissen seiner Kinderseele erzählte Tobias in schlichten Worten:

„Meine frühzeitig erwachten musikalischen Anlagen wurden von meinem Vater, der Organist war, sorgsam entwickelt...“

Die Familie siedelte nach Goldenbeck über und fand endlich in Hapsal eine zweite Heimat. Hier spielte der Zwölfjährige an Sonntagen die Orgel in der Stadtkirche. Er vertonte kleine Lieder, schrieb emsig Noten und unterrichtete die Geschwister im Klavierspiel.

Eine hochherzige Gönnerin in Sapsal, Frau v. Gernet, wurde seine Beschützerin und ermöglichte ihm ein regelrechtes Studium der Musik. Auf ihrem schönen Flügel durfte Rudolf Tobias musizieren. Der Flügel steht noch jetzt in einem Saale der weißen Villa „Friedheim“ am Strand.

Aus der einsamen Heimat zog Rudolf Tobias 1893 nach Petersburg an das kaiserliche Konservatorium und studierte bei Professor Rimsky-Korsakow Komposition und bei Professor Homilius Orgel. Er erwarb sich 1897 das Diplom des freien Künstlers und wurde Organist an der Petersburger Johanniskirche für die nächsten sieben Jahre. Gleichzeitig wirkte er als Kompositionslehrer an der St. Petersburger Musikschule, einem Institut ersten Ranges.

„Im Jahre 1905 folgte ich einem Ruf nach der Universitätsstadt Dorpat,“ erzählte er in seiner Lebensbeschreibung, „um dort als Musikdirektor und Gesanglehrer an einigen Gymnasien zu wirken und einen Dratorienverein zu dirigieren...“

Doch die große Sehnsucht nach Deutschland, die den Knaben schon befallen hatte, wurde jetzt mächtiger in ihm. In Deutschland hoffte er seine begonnenen Kompositionen, darunter ein großes Dratorium, zu vollenden; in Deutschland erwartete

er die volle Ausreise seiner Kunst, die Erweckung schlummernder, hoher Pläne.

Deutschland war auch für ihn, wie für viele wahrhaft strebende Nordländer ein Land glückhafter und reicher Verheißungen.

Und als er von den Eltern Abschied nahm, von dem Vater, der so felsenfest an seines Sohnes künstlerische Berufung glaubte, von der stillen, verständnisinnigen Mutter, die ihn unter ihren vielen Kindern mit besonderer Liebe umhegte, da sagte er mit ruhiger Festigkeit und Zuversicht:

„Ich habe mir in Deutschland ein weites Ziel gesteckt.“ — Im besonderen wollte er sich der kirchlichen Komposition widmen. „Und ich betrachte es als meine Lebensaufgabe, in dieser Richtung mich zu betätigen.“

Sein letzter und größter Wunsch, dem er leidenschaftlich Ausdruck verlieh, war: in Deutschland Professor der Musik zu werden.

Er hat es erreicht.

Es war im Jahre 1908, als er Estland verließ und über Paris, München, Prag und Dresden reiste. Überall lernte er Musiker von Ruf und ihre Schöpfungen kennen. Ein Jahr verweilte er in Leipzig, dann suchte er Berlin auf.

„Seit 1910 bin ich in Berlin, wo ich durch Stunden und Musikschriftenstellerei, wie auch durch

Kompositionen, die einige Verleger interessiert haben, meinen Lebensunterhalt bestreite und meinem Endziel näher zu kommen hoffe.

Seit einem halben Jahr arbeite ich übrigens auch in der Einschätzungskommission der Genossenschaft deutscher Tonseher“ — schrieb er über sich selbst.

Von nun an flatterten aus der Hauptstadt Deutschlands, aus glänzenden Sälen und feierlichen Räumen rührend fromme Grüße in das bescheidene Elternhaus in der fernen nordischen Einsamkeit. Briefe enthielten die Schilderungen der eigenen Tage. Es kamen auf Zettelchen und Karten hingeworfene Kompositionen und Gedichte zu allen Familienfesten daheim — erlebt mitten in den bunten, rauschenden Wogen der Kunst und im feiernden Leben. Da folgten Ausschnitte aus Zeitungen, Kritiken und eigene Arbeiten — denn Tobias war ein angesehenener Mitarbeiter deutscher und estnischer Musikzeitungen geworden.

Jede Botschaft von ihm war für die Mutter eine heiße Freude, sie verfolgte des Sohnes Schaffen, seinen schönen Aufstieg, seine stolzen Erfolge. Und sie, die einfache Frau, las lernend die genialen Abhandlungen aus seiner Feder, die er über Musik so fleißig verfaßte. Ihr Mutterherz

erquickte sich an dem religiösen Glauben des schaffenden Künstlers.

Die königliche Hochschule für Musik in Berlin — jetzige staatliche Hochschule für Musik, stellte Rudolf Tobias am 1. April 1912 zunächst als Hilfslehrer an. Ein halbes Jahr später wurde er außerordentlicher Lehrer für Theorie — auf Probe und am 1. Juli 1914 festangestellter außerordentlicher Lehrer.

Ein weiter Weg: von der Orgelbank in einem kleinen estländischen Gotteshaus auf einsamer Insel bis zum Professorenstuhl an der Hochschule zu Berlin.

*

Rudolf Tobias war ein Tonschöpfer voll Kraft und Eigenart, von dem noch manches Schöne und Erhabene für die protestantische Kirchenmusik und das Dratorium zu erwarten war.

Nur sieben Jahre waren ihm vergönnt gewesen als Professor an der königlichen Hochschule zu wirken. Was die deutsche und estnische Musikwelt an ihm verloren hat, das lassen seine wenigen Werke erkennen.

Viel zu früh rief ihn der Tod von seiner reichen Arbeit ab. Er starb an einer Lungenentzündung, erst fünfundvierzig Jahre alt.

Fern seiner Heimat wurde er auf dem Friedhof in Berlin-Wilmersdorf zur letzten Ruhe gebettet.

*

Seinem toten Vater widmete Rudolf Tobias die herrliche Komposition des 42. Psalms. Die beiden größeren Oratorien von ihm heißen: „Jonas“ und „Jenseit des Jordans“. Das letztere blieb unvollendet.

Während in Deutschland langsam über seinen Nachruhm die Schleier des Vergessens sich breiten, besorgen die Esten Ehrung und Würdigung ihres verblichenen Heimat-Komponisten.

Lebte Tobias auch im deutschen Musik- und Geistesleben, so hat er doch die Sehnsucht seiner treuen Landsleute nach heimatlichen Tonschöpfungen nicht ungestillt gelassen. Er hat ihnen eine Anzahl estnischer Lieder geschenkt und vertont, darunter die neckisch-anmutigen Kompositionen „Noored sepab“ (Die jungen Schmiede) und „Waras“ (Der Dieb — Herzensdieb). Er setzte die schwermutsvollen Gedichte estnischer Dichter in Musik; Dichtungen und Werke, die aus dem tiefen Born der estnischen Volksseele geboren sind, wunderzarten Rinderglauben offenbaren und feine Regungen großer Seelen. Dahin gehört die kleine

eigen weiche Vertonung „Murtud roos“ (Gebrochene Rose).

Sein „Liederwald“ oder „laululaan“ enthält „Dõtsuw meri“ (Das seufzende Meer).

Er schrieb auch ein Melodrama: „Der Traum Kalewipoegs“ für großes Orchester und Deklamation (Partitur und Stimmen). Ferner zwölf Choralpräliminarien. Von ihm stammen eine Ouvertüre „Julius Cäsar“, zwei Streichquartette, ein Klavierkonzert, ein Klaviertrio, eine Komposition für Orgel: Fuge D-moll, Präludium zu einem Choral.

Seine groß angelegte Oper „Kalewipoeg“ blieb unvollendet. Den Text dazu hatte er selbst schreiben wollen.

Die engere Heimat war es, die dem Komponisten das eindrucksvolle Denkmal in Hapsal hatte errichten lassen. Die Kosten dafür — siebzehnhundert Kronen, waren durch freiwillige Spenden zusammengebracht. An einem Septembertag 1929 erfolgte die Einweihung; Chöre trugen unter anderem auch Lieddichtungen des verbliebenen Künstlers vor, und in Reden wurde seine Laufbahn als Musiker und schöpferischer Geist berührt.

Zu seinem Andenken ist in der Hauptstadt des Landes im Estonia-Konzertsaal, am Treppenaufstieg, seine Büste aufgestellt. Ein Ölgemälde von

ihm hängt im Kabinett des Direktors des Revaler Konservatoriums. Eine Straße in Reval trägt den Namen „Rudolf Tobias-Straße“. Es ist beabsichtigt, eine gleiche Büste wie die in Hapsal am Geburtshause des Künstlers in Reinis anzubringen.

So sproßt in den Herzen der Esten sein Nachruhm immer von neuem. Gelegentlich der Musikfeste im Lande werden regelmäßig seine Kompositionen aufgeführt.

Eine Kantate von ihm wurde im April 1923 in der Johanniskirche in Reval vorgetragen.

Als sich im Herbst 1923 sein Todestag zum fünften Mal jährte, veranstaltete der Leiter des Vereins „Seli“ in Hapsal, der Musiklehrer und Komponist Cyrillus Kreek, in der Hapsalschen Stadtkirche ein Kirchenkonzert.

Da schritt die Mutter von Rudolf Tobias, eine aufrechte Greisengestalt, durch das Gotteshaus mit Augen weltfern und strahlend. Die altersmüde Orgel gab zwar nur wenig treue Spuren der eigenartigen Orgelkomposition: „Melancholie“ von unserem Künstler wieder, doch der 42. Psalm, gesungen von hellklingenden Sopranstimmen, trug eine unbezwingliche Weihe durch den Raum. Noch eine kleine Tonschöpfung wurde vorgetragen,

deren Harmonien wehmuthdurchzittert — sterbend
verwehten . . .

*

Es ist etwas Besonderes um das Kennenlernen
und Verstehen der Mutter eines Genies. In ihrer
Wesensart und geistigen Veranlagung, in ihrem
Ausdruck und ihrem Auge sucht man nach dem
lebendigen Ursprung, aus dem das Genialische
ihres Kindes geboren wurde, um sich selbständig
zu entwickeln.

In ihrem zierlichen, kleinen Hause mit dem
Blick auf die einsame Meeresbucht in Hapsal lebt
die Mutter von Rudolf Tobias in wehmütigen
Rückerinnerungen an den Sohn.

Feierstunde ist ihr jedes Gespräch über ihn und
seine Kunst. Seine Bilder und Andenken umgeben
sie. Zwischen Bibelblätter gebettet liegen die letzten
Gedanken und Grüße des Verschiedenen. Herzens-
gern gibt sie Antwort auf Fragen, die sich um ihn
bewegen. Wie treue Gestalten wandeln die letzten
Begegnungen, das allerletzte Wiedersehen vorüber.
Munter erzählt sie von seiner Heimkehr, von der
letzten Fahrt ins Jugendland nach Goldenbeck, die
sie beide mit einander unternommen hatten. Dort
in der trausamen kleinen Kirche mit dem berühmten
Grabmal der unglücklichen braunschweigischen

Prinzessin Auguste feierten die Andächtigen ihr Bibelfest. Als plötzlich Rudolf Tobias neben dem überraschten Organisten erschien, den Platz auf der Orgelbank einnahm, den Platz seines verstorbenen Vaters, seinen eigenen Knabenplatz — und den Choral in machtvoller Klangfülle und in seinem Phantasiereichtum vollendete. Da befiel ein großes Wundern die Kirchenbesucher, und die Herzen wollten sich aus den Busen drängen.

Die Mutter erzählt von der glänzenden Einweihung des Estonia-Musiksaales in Reval, verbunden mit der Ehrung ihres Sohnes. Man wollte damals dieses große Musik- und Sängersfest nicht ohne den berühmten Landsmann begehen, und man bereitete dem Erschienenen ein wirkliches Fest.

Wieder mußte die Mutter in seiner Nähe sein. Tobias dirigierte selbst und mit dem Taktstock in der Hand, stand er wartend und überblickte den gefüllten Saal, wo nur ein Stuhl leer geblieben war.

„Ich beginne nicht eher,“ flüsterte er den Musikern zu, „bis meine Mutter Platz gefunden hat.“

Eines trachtet das Mutterherz noch zu erfahren: Ob man in Deutschland sein Grab noch kennt und besucht und mit Blumen schmückt, und

ob die eine oder andere seiner Sondichtungen noch aufgeführt wird? . . .

*

Schöpfer des Rudolf Tobias-Denkmal's und der Sunnius'schen Büste ist der Hapsalsche Bildhauer und Maler Roman Espenberg, ein tüchtiger, abgeklärter Künstler mit besonders scharf ausgeprägter Sonderart.

Seine Heimat lernte ihn im Jahre 1918 als Maler kennen, als einen sehr innerlichen Künstler. Auf der Kunstausstellung in Reval fanden seine ausgestellten Schöpfungen großen Beifall. Fünf Jahre darauf stellte er sich als Bildhauer vor, dessen geistreicher Meißel Formen und Gestalten mit geruhfamer Milde schafft und doch wieder mit sehr betonter Herbheit.

Einmal befragt, was ihn bewogen habe, von der Malerei zur Bildhauerei überzugehen, antwortete Espenberg: „Mir fehlte in der Malerei eine Dimension, und die fand ich in der Plastik.“

Als sein Lieblingsgebiet bezeichnet der Künstler die Figural-Komposition, er hat ferner Neigung zum Porträt und zu Kopfkompositionen.

Ideenreich zeigen sich seine kleinen Gelegenheitsarbeiten, in die er — vielleicht aus Laune —

mit Vorliebe etwas Rätselvolles legt, sehr oft gewollte Romik.

Ein großer Teil von dem, was Espenbergs Pinsel und Meißel geschaffen haben, befindet sich in Privathänden. Einige größere Werke sind im estnischen Museum in Reval und in den Räumen staatlicher Gebäude aufgestellt. Hübsche kleine Steinbildwerke von ihm haben auf der Großen Promenade in Hapsal Plätze gefunden.

Roman Espenberg, der 1891 in Reval geboren wurde, wird für seine Heimat noch manches beachtenswerte Kunstwerk schaffen.

*

Seit einer Reihe von Jahren bemüht sich in Hapsal um die öffentliche Pflege von Musik und Gesang Cyrillus Kreek, den die musikalischen Kreise als fleißigen und stilvollen Tonschöpfer anerkannt haben.

Ähnlich wie Rudolf Tobias auf dem Lande geboren, zog auch Kreek aus der kleinen stillen Welt nach Petersburg, um auf dem Konservatorium zu studieren.

Nach einer Wirksamkeit als Musiklehrer in Dorpat kehrte er 1921 in seine engere Heimat Hapsal zurück und wurde am Lehrerseminar des Bezirks Wieß Musiklehrer.

Geboren ist Cyrillus Kreek am 2. Dezember 1889 im Kirchspiel Rõthel bei Sapsal.

Jede öffentliche Musikaufführung, namentlich Sängerkonzerthier hier und im weiten Umkreis, leitet er. Man kann ihn durchaus als Heimat-Komponist ansprechen. Er zog die alten estnischen Volksweisen geistlicher und weltlicher Art aus dem Dämmern hervor, belebte sie von neuem und zeigte sich als guter Kontrapunktiker.

Mehr als hundert Chor- und Sololieder hat er komponiert, darunter einige mit Orchester. Bekannt sind von ihm: „Unser Herr“; „Auf der Straße am Rande unseres Gartens“; „Mein Herz, wach auf“; „Winterabend“; „Hat das Vöglein Sorge?“; „Viel Schlechtes auf der Welt“; „Psalm Davids“.

Sein bedeutendstes und neuestes Werk ist sein „Requiem“, C-moll, für Chor und Orchester, eine großzügig angelegte und glänzend durchgeführte Tonschöpfung in acht Teilen. Es ist volkstümlich und lehnt sich an estnische geistliche Volksweisen.

Von den Musikkennern des Landes wird dieses Werk geschätzt; es ist, wie einer von ihnen erklärt, „in Bezug auf die Kompositionstechnik vorge-schritten, mit komplizierter Kontrapunktik“.

Bei der Erstaufführung im vorigen Jahre im Estonia-Konzertsaal in Reval wurde es mit begeistertem Beifall aufgenommen.

Kreef scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, die Kompositionen von Rudolf Tobias zu pflegen und besonders die weniger bekannten, teils auch vergessenen vortragen zu lassen.

Dies dankt ihm die Heimat.

VII. Der Glanz der Großen Promenade.

Sonntagmittag und Sommerfest auf der Großen Promenade. Es ist im Jahre 1923.

Gleißende Strahlenbündel sendet die Sonne herab. Über die kiesbestreuten Pfade lustwandelt, hüpfst und tänzelt die Daseinsfreude. Lebensbejahung blinzelt aus den Augen großer und kleiner Menschen. Festlich gekleidet sind alle.

Vor der hellen Musikmuschel fangen sich alle Vergnügungen und Lockungen des schönen Tages. Die Bankreihen sind besetzt, und bis an den Saum der Bucht schieben sich die Stühle. Selbst der Pünktliche findet hier keinen Sitzplatz mehr.

Unter den Blumenkasten am Kurhaus sind Basartische und Glücksrad aufgestellt. Reizende Überraschungen und Gewinne liegen ausgebreitet. Auf langen weißgedeckten, blumengeschmückten Tischen summen und dampfen Tee- und Kaffeemaschinen, und den leckeren Kuchen schüsseln kann kein Freund der Süßigkeiten widerstehen. In die Geheimnisse der Hafertonne wühlen sich erwar-

tungsfrohe Kinderhände oder angeln sich hinter einem Vorhang einen Gewinn oder eine Enttäuschung heraus. Und irgend etwas Laufbares oder Fahrbares verführt zu einem Ritt und einer Fahrt „um die Welt“.

Die Musik spielt und steigert das Erdenglück der Menschen hier.

„Hapsal ist zu nett am sonnigen Sonntag,“ sagt eine fremde Frau zu ihrer Begleitung. Die anderen stimmen in das Lob ein.

Von den Seitenbänken suchen die Blicke der Hapsaliterinnen nach fremden Gestalten, nach neuen Toiletten. Immer ist eine besonders hübsch und modern angezogene Fremde für sie wie ein Blatt aus dem letzten Modeheft.

Anderere Hapsaliter versenken sich in das Studium der Haltung und der Bewegung des Fremdlings.

Ist er oder sie zum ersten Mal in Hapsal?

Wer ist man?

Was ist man?

Woher kommt man?

Und ehe die Sonne verglüht, weiß die liebe Neugier genau, was sie zu wissen begehrte.

Unter der zyanenen Bläue des Himmels ruht die Bucht wie eine runde übervolle Wassertschale. Auf kringelnden, glitzernden Plätscherwellen

wiegen sich weiße Nachen mit lebensfrohen Menschen. Das Bootsverleihhäuschen hat „Saison-Ausverkauf“, denn alles schwimmt auf dem Meer, und der Verkehr zwischen Hapsal und Nuckö ist rege. Bildrein liegt die Stadt in dem Sonntag. Schelmisch lugt über die Baumkronen die Kappe des Schloßturmes.

Da geht es einem abermals auf: wie anziehend und liebreizend Hapsal gerade im Sommer ist!

Ein springlebendiger Knäuel deutscher Ferienkinder tollt über die Promenade vor die Muschelmuschel. Was ist aus den blassen, stillen Mädels und den bedrückten Buben geworden, die vor wenigen Tagen auf dem Bahnhof in Empfang genommen wurden? Manchen der lieben Gäste erkennt man schwer wieder, denn die Wangen haben sich gepolstert und gefärbt, und aus den Augen leuchtet das blühende Ferienglück.

Erkundigt man sich bei einem Kinde, ob es sich in Hapsal wohlfühle, dann sprudeln jubelnde Antworten heraus:

„Tausendmal netter ist Hapsal, als wir erst dachten.“

„Wenn doch die Ferien doppelt so lang wären! Denn wir möchten recht, recht lange hier bleiben.“

Die Kinderbriefe, die nach Deutschland flatterten, zählten viele Reize von Hapsal auf.

Ein Berliner Junge meldete seiner Mutter wichtig:

„Das Meer ist bei Hapsal unendlich groß. Es weht überall eine kräftige, gesunde Luft. Die meisten Häuser sind aus Brettern aufgebaut. In den Stuben gibt es elektrisches Licht wie bei uns. Den Küchenherd nennen sie hier Pliete. Ich habe anfangs Pleite dazu gesagt...“

Voller Begeisterung setzte ein kleines Mädchen die Feder an:

„Ich finde die Stadt wie ein wunderhübsches Märchen. Überall sieht man Gärten und Baumanlagen. Es gibt schicke Spaziergänge rund um die ganze Stadt. Man sieht viele Sommergäste hier. Der Wald ist sehr nah. Und man kann stundenlang Spaziergänge machen oder unter Tannen träumen. Wenn Ihr Geld habt, liebe Eltern, kommt nach Hapsal...“

Ein Bäckfischchen schrieb:

„Man glaubt gar nicht, was diese kleine Küstenstadt alles bietet. Abends ist Tanz im Kursaal. Und wunderfroh ist ein Bummel durch die abendliche Ruine eines alten Schlosses inmitten der Stadt...“

Einige Wochen später, als der Kalender den Herbst ankündigte, rollte der lange Bahnzug mit den Ferienkindern aus der Bahnhofshalle heraus.

Kinderhände winkten letzte Grüße, Kinderstimmen riefen Dankesworte und „auf Wiedersehen“. Mancher tränenverschleierte Blick sah den Abreisenden nach. Man hatte sie lieb gewonnen, diese kleinen, munteren Gäste, und man fühlte eine plötzliche Leere um sich. Nicht allen Pflegeeltern mag die Sorge um ein fremdes Kind leicht geworden sein — doch über jedes ist viel Liebe und Güte dahin gegangen. In Hapsal hat man sich ja zu allen Zeiten als hilfsbereit und opferfreudig erwiesen.

*

Am 5. Juli 1925 feierte die ganze Stadt das hundertjährige Bestehen des Kurortes. Es war im Jahre 1825 gewesen, als Dr. Hunnius die ersten Versuche mit dem heilkräftigen Schlamm unternommen hatte. Graf de la Gardie ließ die erste Badeanstalt erbauen, und Hapsal wurde Kurort. Eine zweite Badeanstalt wurde 1845 errichtet.

Zwischen drei- und viertausend Badegäste sah die Stadt in jedem Sommer vor dem Krieg. In den letzten Jahren kamen etwa zweitausend Fremde in der Saison.

Ein bunter Menschenstrom flutete nach Hapsal zur Jubelfeier 1925. Die Schlossruine war in einen Festplatz verwandelt worden. Auf einem Riesen-

podium in den Anlagen hatten die Singchöre Aufstellung genommen, und ein unendlich anziehendes Bild boten die in ihre alte estnische Landestracht gekleideten Sängerinnen und Sänger.

Eine Tagung von Ärzten folgte. Da wurde noch einmal auf die Bedeutung Hapsals als Kur- und Badeort hingewiesen.

Im nächsten Sommer gewann Hapsal neue Freunde hinzu. Auch sie nannten es ein liebes, reizvolles Erdenflecken. Noch einmal trat die Stadt aus ihrer Verborgenheit hervor und erinnerte an die geschichtreiche Vergangenheit; das war in den Mitte-Augusttagen 1930, als die 650-jährige Jubelfeier von Hapsal begangen wurde. Da gab es wieder einmal eine Schlobeleuchtung. Weihevoll war der Festgottesdienst in der menschengefullten Schloßkirche. In den Ruinenanlagen jubelte die Gegenwart.

Ende.

Quellen.

- Abert, Hermann. „Illustriertes Musiklexikon“, 1927.
- Aidler, Guido. „Handbuch der Musikgeschichte“, Frankfurt a. M. 1924.
- Arndt, Joh. Gottfr. „Eivländische Chronik“, Halle, 1747.
- „Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands“, herausgegeben von der Estn. Litter. Gesellsch., Reval, 1868, 1894—1895.
- Bienemann. „Aus baltischer Vorzeit“, Leipzig, 1870.
- Dobroslawsky, J. W. „Der Badeort Hapsal“. (Aus dem Russischen übersetzt von K. R.) Hapsal, 1896.
- Eesti Biograafiline Leksikon.
- Einstein, Alfred. „Das Neue Musiklexikon“, 1926.
- Grotthuß, J. E. Freiherr. „Das Baltische Dichterbuch.“ Reval, 1894.
- „Hapsaler Stadtblatt“, 1886.
- „Hapsalsches Wochenblatt“, 1895.
- „Herdfammen“, Juni 1924, Januar 1925, Reval.
- Hunnius, C. A., Dr. „Die Seebäder Hapsals“, Reval, 1853.
- „Illustrierter Revaler Almanach“, 1856.

- „Das Inland“, Wochenschrift für Liv-, Est- und Kurland. Verschiedene Jahrgänge.
- Knorr, Iwan. „Peter Iljitsch Tschaikowsky“, Berlin, 1900.
- Neuß, H. „Estnische Volkslieder“, Reval, 1849.
- Rehbinder, Graf. „Geschichte Hapsals“, Riga, 1865.
- Reimann, Heinrich. „Berühmte Musiker“, Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister.
- „Russische Gouvernementszeitung“, 1871.
- Rußwurm, Carl. „Nordische Sagen“, 1842.
- „Eibosfolke oder die Schweden an den Küsten Estlands und auf Runö“, Reval, 1855.
- „Sagen aus Hapsal und Umgegend“, 1856.
- „Schloß zu Hapsal in der Vergangenheit und Gegenwart“, 1877.
- Rutenberg, „Geschichte der Ostseeprovinzen“, Frankfurt a./M., 1859.
- Schmitz, Eugen. „Emil Naumanns Illustrierte Musikgeschichte“.
- „Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft“, Dorpat, 1905.
- „Staatliche Akademische Hochschule für Musik in Berlin. (Briefliche Auskünfte über Rudolf Tobias, 1928.)
- Stein, Richard. „Tschaikowsky, Peter Iljitsch“, 1927.
-

Inhaltsverzeichnis.

| | Seite |
|--|-------|
| I. Um die Geheimnisse der kleinen Stadt | 5 |
| Winterzauber. — Wormser Schwedinnen im Straßenbilde. — „Wächst auch bei uns nicht Ananas.“ — Lebenskünstler. — Mit den ersten Schwalben. — Abglühen des Tages. — Die Heilskraft des Schlammes. — Silberne Nächte. — Das weiße Gespenst. — Drudeckens. — Goldener Herbst. | |
| II. Von Geschichte umrankt | 24 |
| Die Schloßruine. — Gründung Hapsals. — Ableitung des Namens. — Das Museum. — Eine tolle Zeit. — Die Schloßkirche. — Ihre Wieder- einweihung. — Spuk, Sagen und Schatzgräber. — Die Stadtkirche, eine der ältesten evangelischen Kirchen des Landes. — Alte Begräbnisplatten. — Die russische Kirche. — Eine russische Begräbnis- stätte. — Peter der Große in Hapsal und auf Gut Linden. | |
| III. Aus frohlingenden alten Zeiten | 47 |
| Mit Postkutsche und Dampfschiff. — Wie die Petersburger Hapsal lieben. — Vergnügungen im Walde. — Wanderndes Völkchen. — Fürstliche Gäste und der Hapsaliter. — Schülerinnen erschei- nen zum großen Empfang im de la Gardischen Park. — Das „Hapsaler Stadtblatt“ und die lebendige Stadtchronik. — Das Wochenblatt. — Der Postkerl. | |

IV. Verschollenes 69

Drei Grenadiere aus Napoleons Armee. — „Harmonia“. — Steindenkmäler. — Der „Dichter“ Hugo Ernst und seine Freunde Holm und Razler. — Neues Blühen an alter Stätte. — Pogowitz, Goethes ehemaliger Gärtnerbursche in Hapsal.

V. Bedeutende und berühmte Männer in Hapsal 82

Der Sprachforscher Ferdinand Johann Wiedemann. — Gedenktafel am Geburtshaus von Wiedemann. — Denkmal von Dr. C. U. v. Hunnius. — Wie die Heilkraft im Meereschlamm entdeckt wurde. — Der Gründer des Schlammabades. — Beileidschreiben von Prof. Theod. Harnack an die Witwe von Hunnius. — Karl Arthur v. Hunnius, Nachfolger seines Vaters. — Badearzt Dr. K. Rinne. — Carl Rufwurm. — Seine Schüler als Rechenkünstler. — Lustige Schulfeste. — Der emsige Geschichtsforscher. — „Eibofolke.“ — Auszeichnungen. — Interesse der Gebrüder Grimm für Rufwurms Arbeiten. — „Souvenir de Hapsal.“ — Tschaikowsky und seine Brüder als Sommergäste. — Er vollendet die Oper „Der Woiwode“. — Der Polarforscher Eduard Baron von Toll. — Seine einsamen Bootfahrten auf der Hapsalschen Bucht. — Nikolai Graf Rehlinger.

VI. Hapsaler Künstler 117

Denkmal von Rudolf Tobias. — Jugendtage des Tonkünstlers. — Sein Aufstieg. — Seine Tonerschöpfungen. — Wie ihn die Esten feiern. — Die Mutter des Künstlers. — Roman Espenberg. — Cyrillus Kreef. — Seine Kompositionen.

VII. Der Glanz der Großen Promenade 132

Sommerfest. — Deutsche Ferienkinder. — Wie sie Hapsal erleben. — Jubelfeier der Stadt im Jahre 1925. — 650-jähriges Jubiläum.

Quellen 138

Von R. Kaulitz-Niedeck sind
u. a. erschienen:

„Goethe und Jerusalem“. Verlag der
v. Münchow'schen Hof- u. Univers.-Druckerei
(O. Kindt), Gießen. 1908. Mit Abbildungen.
Kr. 3.85.

„Das Urbild von Goethes Werther“
Verlag der v. Münchow'schen Hof- u. Univers.-
Druckerei (O. Kindt) Gießen. 1908. Kr.—50.

„So bekannt „Die Leiden des jungen Werthers“
sind, so wenig wissen selbst Gebildete von der Gestalt,
die dem Altmeister den Anstoß zu seinem Roman
gegeben hat. Was Literaturgeschichte und Essays
über K. W. Jerusalem bisher zu berichten wußten,
war unzulänglich und selten frei von Irrtümern.
Diese Erkenntnis hat Rosa Kaulitz-Niedeck veranlaßt,
ihre Wertherstudien in einem hübschen Büchlein
niederzulegen, das für jeden Goetheleser von Nutzen
sein wird, denn es gibt Aufschluß über die Wezlarer
Zeit Goethes und die „Leiden des jungen Werther“.
Die Darstellung ist, frei von jedem trockenen Gelehr-
tenton, von der Wärme eines fühlenden Frauen-
herzens getragen. .“

Rheinisch-Westfälische Zeitung.

„Die Geele Bog“, Goethes Erlebnisse in Trier. Verlag F. Fontane & Ko., Berlin. 1924.

„Der Trierer Volksmund bezeichnet mit „Geele Bog“ in witziger Weise die am malerischen Domfreihof gelegene Kurie Philippi, unter deren Dach Goethe 1792 weilte. Eigentlich bedeutet es „gelbe Hofe“ nach dem absonderlichen gelb angestrichenen hohen Torbau, den man durchschreiten muß, um in die eigentliche Domkurie zu gelangen. Die volkstümliche Bezeichnung findet sich in Goethes „Kampagne in Frankreich“, in der der Dichter seinen Trierer Aufenthalt beschreibt, nicht. Im Buche wird es wahrscheinlich gemacht, daß in jenem „Kanonikus“, bei dem Goethe in den politisch bewegten Tagen „freundlich und bequemlich“ aufgenommen wurde, der Oberchorbischof Freiherr v. Hacken zu sehen ist. . . Weiterhin handelt das Buch von dem „jungen Schullehrer“, der dem Dichter damals Gelegenheit zu „erfreulicher Unterhaltung“ bot. Es war J. H. Wyttenbach. . . Die hohe Bedeutung des späteren Stadtbibliothekars und Gymnasialdirektors Wyttenbach für das geistige Leben der Stadt Trier wird geziemend gewürdigt. Ein weiteres Kapitel ist der „Igeler Säule“ gewidmet, jenem Grabmonument, mit dem sich Goethe angelegentlich beschäftigte, ferner dem Amphitheater, dem römischen Zirkus, den einstigen Kaiserthermen, die damals Goethe in Trier fesselten. Schließlich gibt uns die Verfasserin Aufschluß über die Maximiner Abtei, wo des Dichters fürstlicher Freund Karl August Quartier genommen hatte, über den gelehrten Pater Sanderad Müller, über den kunstsinigen Abt des Klosters, über den Dombezirk zu Goethes Zeit. In dem Werke ist alles sorgsam zusammengetragen und kritisch beleuchtet, was mit dem Aufenthalt Goethes in Trier in Zusammenhang zu bringen ist.

Es kann somit als eine Erläuterung der „Kampagne in Frankreich“ selbst gelten und dürfte jedem Goethefreund willkommen sein.“

Augsburger Postzeitung.

„Das Dichtergrab auf Oesel“. Ein Buch für Freunde und Verehrer von Walter Fler. Mit einem Feldpostbrief von Walter Fler. Als Anhang Deutsche Soldatengräber auf Oesel. 1926. Mit Abbildungen. Kr. 1.10.

„Die Mara“. Das Leben einer berühmten Sängerin. 1929. Mit Abbildungen. Leicht kartonniert. Kr. 3.75, eleg. gebunden Kr. 5.50.

„Aus der dritten Zone“. Erlebnisse und Bilder aus der Besatzungszeit. 1930. Kr. 2.75.
